september 2007

Zeitung für kulturelle Entwicklung

der aponaut

unabhängig und gemein(nützig)

sonderausgabe 01

FREIE DOKUMENTATION EINER FREIEN AKTION IN DUISBURG:



10 TAGE BESSER LEBEN

vom 08. bis 17. JUNI 2007 im **TAD LOKAL**

inhalt:

04 **Wer war da?**

06 **Jeder nach seinen Fähigkeiten**
Interview mit TAD Teil 1

13 **R. Bosshard im TAD-Lokal**

17 **Freie Wiedergabe einer freien Rede**

18 **Wir produzieren nur Versprechen**
Interview mit TAD Teil 2

22 **Das ganze Ding**

24 **Besser Leben am Wochenende**

26 **Die menschliche Tragödie erfahrbar machen**
Interview mit TAD Teil 3

30 **10 Tage Mehrwert**

34 **Wer macht hier was für wen...**
Interview mit TAD Teil 4

41 **Vom Dursten und Darben**

42 **Stand der Dinge**

43 **Essentielles**

44 **Reflexion des Konkreten**

48 **TAD – Das Göttliche**

50 **Ein Blick in die Presse**

51 **Die Guten gehen...**

impressum:

herausgeber:
w.dybowski

Chefredakteur:
w.dybowski (v.i.S.d.P.)

redaktion:
christian schoppe/wolfgang dybowski
aponaut@mustermensch.org

pdf-online-ausgaben:
http://www.aponaut.org/

kultur/termine/anzeigen:
wolf/toxo
aponaut@mustermensch.org

layout/design/cover:
wolfgang dybowski

fotos:
annette jonak - irmi sellhorst
jolanta wolters - tad

druck/vertrieb:
巳 酉.㈠戊.寅.庚.酉.庚.子.　四.庚.㈠庚.酉.

pressekontakt:
e-mail: aponaut@mustermensch.org

autoren:
alexandra böhlke - annett tenter
ruth bamberg - philippe micol
robert bosshard - christian schoppe
wolfgang dybowski

Auflage: 250

Artikel und Beiträge, die namentlich gekennzeichnet sind, unterliegen der Verantwortung der VerfasserInnen und geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber oder des V.i.S.d.P. wieder.

Der ***aponaut*** ist die Duisburger Zeitung für Kultur und Politik, die non-profit orientiert arbeitet und auf Partizipation und Selbstverwirklichung setzt. Die Zeitung selbst ist aktive Kunstform und sozialpolitisches Leben - eine Zeitung, die nicht nur darstellt und widerspiegelt - sondern den statischen Prozess von „Macher - Betrachter - Konsument" durchbricht und einen aktiven Kreislauf schafft. Politische, Philosophische und Künstlerische Positionen und Werke gehen in einen Prozess, an dem alle beteiligt sind - Leser, Autor, Layouter und Mitarbeiter sind frei nach dem Beuys'schen Prinzip „jeder ist ein Künstler" gleichberechtigte Künstler.

Wir wenden uns an all die Menschen, die mit dieser Gesellschaft etwas zu tun haben wollen und ihren Ärger und ihren Spaß an diesem Leben in dieser Gesellschaft mitteilen wollen. An jene, die mitreden und mitgestalten wollen. Neben dem Angebot der Information über Kultur, Politik und Sport in Duisburg und dem Rest der Welt wollen wir Euch dazu animieren zu kommunizieren, uns als Forum zu nutzen. Der Ausbau der solidarischen Zusammenarbeit und die Vernetzung mit anderen sozialen Projekten (Kulturzentren, Zeitungen, Verlagen) steht bei uns genauso im Vordergrund wie den Standard des gesellschaftlichen Alltagslebens zu durchbrechen.
Gebraucht den aponauten, indem ihr Artikel, Infos, Veranstaltungen und Meinungen an uns sendet!!!

editorial

Das wurde jetzt aber auch mal Zeit. Daß in Duisburg mal was passiert, meine ich. Nein, nicht daß Duisburg jetzt auch endlich einen touristisch nutzbaren Wallfahrtsort hat - *„Ooohne Maffia, is hier gar nix los, sha-la-la-la laaah!“* (Originalton aus dem Fußgängertunnel vom Klöcknerhaus zum Duisburger Hauptbahnhof nachts um 02.00h). Nein, auch nicht, daß der MSV jetzt wieder erstklassig spielt (tut er ja auch nicht, aber Sparringspartner in der 1. Liga is ja auch nich schlecht). Was ich meine ist, daß seit Mitte Juni ein kulturelles Beben den Rheingraben von Schweden bis Timbuktu erzittern lässt. Mit dem Epizentrum in Duisburg. Und der Auslöser jener Erschütterungen war denn auch der Anlass, uns allen wieder eine Printausgabe des ***aponauten*** zu gönnen.

Was also ist passiert in Duisburg? Eine Schar mutiger und unermüdlicher Kulturkrieger hat den ausgetretenen Pfad der Anfragen auf Zusammenarbeit mit städtischen Kulturausschüssen und das Jammertal des *„man müsste mal was machen...“* und *„schade daß es in Duisburg keinen Platz für unabhängige Kultur gibt ...“* verlassen und....: die haben es einfach gemacht:
Die Theatergruppe **TAD - Theater Arbeit Duisburg** hat das leerstehende Ladenlokal in der Spitze des Dreiecks zwischen Lehmbruckmuseum und altem Hortenkaufhaus für 10 Tage gemietet und ihre Theaterproduktionen vorgestellt! Und das Ganze hatte sogar ein Publikum, ein Publikum, das sich nicht nur begeistern ließ, sondern sich auch beteiligte. Kunst ist doch Genuss? Nein, Kunst ist Interaktion. Die beispielhafte Arbeit von **TAD** und die herausragenden Leistungen der Gastkünstler in der **„10 TAGE BESSER LEBEN“** genannten Aktion zu dokumentieren, will diese Sonderausgabe versuchen. Nicht eine Dokumentation im strengen Sinne, eher eine **freie Dokumentation einer freien Aktion**.

Als Online-Zeitung hat der ***aponaut*** sich zwar in einem Jahr erfolgreich zu einer bundesweit bestaunten links-alternativen Zeitung für kulturelle Entwicklung nützlich gemacht, aber die Lust an der Zeitung in der Hand verlangt ihren Tribut von der virtuellen Realität. Also gibt es diese Sonderausgabe des ***aponauten*** jetzt nicht nur in der Online-Ausgabe verlinkt als PDF zum download sondern auch in kleiner Auflage im Printformat. **Das PDF ist ausdrücklich zum Nachdruck freigegeben.** Da die Online-Version selbstverständlich nur in 72 dpi vorliegt kann gegen entsprechende Rückportogebühr eine 360 dpi-Version auf CD angefordert werden. => **aponaut@mustermensch.org**
Was die Zukunft weiterer Print- oder PDF-Formate des ***aponauten*** angeht: Als nächstes ist eine Dokumentation über das **Agentenkollektiv** aus Duisburg-Rheinhausen geplant. Des weiteren gilt: **the same Aufforderung wie immer:** schreibt uns, kritisiert uns, spornt uns an, schaltet Anzeigen oder spendet, denn ihr finanziert euch selbst. Arbeitslose, Amtsleiter und Berber, Künstler, Kritiker und Kanalarbeiter, Gruftis, Gothics, Popper, Punx und HipHoper; Emos, Raver und Veganer; Mütter, Väter, Töchter und Söhne dieser Stadt, schaut in diese Zeitung, ***den aponauten***, und **benutzt** ihn.

prolog

Ich habe Leute, die nur kurz rein schauten, verständnisloses Zeug brabbeln hören wie: „Das ist doch nix anderes als das übliche grell, laut, wilde und wichtigtuerische Gebaren in dem üblichen Szenegewand von Leuten, die krampfhaft nicht normal sein wollen und uns Normalen ein schlechtes Gewissen machen wollen.“»
Dazu braucht man eigentlich nichts zu sagen. Aber es kam noch schlimmer. Es gab aus erlauchten Kreisen, die den Normalen die mühselige Arbeit abnehmen, zu entscheiden, was Kunst ist und was keine Kunst, eine hochoffizielle Bewertung der Aktion „10 Tage besser leben“. Ohne auch nur eine Theateraufführung im TAD-Lokal gesehen zu haben, hat man mit der Weisheit des oben zitierten, sich selbst als normal bezeichnenden, Mannes gleichgezogen und der Arbeit des TAD jeglichen Kunstcharakter abgesprochen.

Wie verbrettert, verstaubt, wie verbittert muss man eigentlich sein?
Eine auf zehn Tage begrenzte Aktion mit neun Theateraufführungen, die im Gegensatz zu massenkompatibler Mainstreamkultur alternativen Raum geschaffen hat, der Spaß, Bezahlbarkeit und politisches Engagement wieder zurück ins öffentliche Leben und in die Kunst integriert hat. Wo in der WAZ noch in einem blog darüber diskutiert wird, ob Kunst politisch sein darf/soll, hat TAD mit den Stücken „Marmor“ und „Pop Shop“ die Untrennbarkeit von Kunst und politischer Aussage dokumentiert.
Eine Aktion mit zwei Dokumentationen, mehreren Performances und vielen öffentlichen Diskussionen, mit Livemusik verschiedener Gruppen, DJ-Sets und Partys, die Treffpunkt zur Diskussion und Vernetzung mehrerer kulturpolitisch aktiver Duisburger Gruppen war. **Eine Aktion also, deren Geschehen in dem Raum des TAD-Lokals schon soziale Skulptur war. Ein Aktionismus also, in reinster Form, der auf Spontaneität und gleichermaßen auf Erleben wie Gestalten setzt.** Ein Raum an einer historischen Kreuzung in Duisburg, ein Raum, der sich gegenüber dem alten Kaufhaus öffnet, dem Konsumtempel, der beim diagonal gegenüber liegenden Lehmbruckmuseum im Kantpark um Anerkennung winselt, ein Museum, aus dem Lehmbrucks Skulpturen sehnsuchtsvoll in den Raum gegenüber blicken, zu dem die Menschen aus beiden Richtungen der Friedrich-Wilhelm-Strasse strömen, vom Hauptbahnhof her, der in Sichtweite am Ende des bunten Lichtgewimmels liegt, vom Friedrich-Wilhelm-Platz und vom Dellplatz her, von wo die Nacht die Kunstbesessenen und Kommunikationssüchtigen ausspuckt.

Wie verbrettert, verstaubt, wie verbittert muss man eigentlich sein? Ihr Herren über KunstodernichtKunst und Verdummungsförderungen, **das war kein Szenebetrieb, das war ein Erdbeben. Und ihr habt jetzt noch die Hosen voll.**

zu ihrem Vergnügen, grüßt recht freundlich, Wolfgang Dybowski, Chefredakteur des aponauten

Wer war da?

von christian schoppe

Theater Arbeit Duisburg: Das Weiße wird uns immer fremder – Meet John Doe
Leitung: Martin Kloepfer, Stefan Schroer
Mit: Oleg Zhukov, Juriy Rosstalniy, Kornelius Heidebrecht, Matthias Loh

Zum besseren Leben gehört das Besserwissen. Doch, ist so, können Sie mir glauben. Wer dagegen das Glück des Stumpfsinns preist und Kühe wie Privatfernsehgucker zu beneiden vorgibt, ist meist nicht ganz ehrlich und stets ganz im Unrecht. Schon beim ersten Orgasmus mit Partner heißt es im Alten Testament „Und sie erkannten einander“; selbst die stumpfsinnigste Religion, der Buddhismus, ist eine einzige Feier des Evidenzerlebnisses. Nicht Sisiphos, Gott müssen wir uns als einen glücklichen Menschen vorstellen, wenn wir ihn uns vorstellen wollen, was wir glücklicherweise nicht müssen. Und dies nicht deshalb, weil er alles kann – so was wird doch recht schnell langweilig – sondern weil er alles weiß. Wie beglückend das sein muß und wie verlockend es deshalb ist, davon zeugt noch die Tratschgeschichte im Treppenhaus.

In seinen besten Momenten verhilft das Theater zu einem besseren Wissen, macht etwas erkennbar, erfahrbar, was wir vorher nicht oder nur schlechter wußten. „John Doe“ ist ein solcher Moment, weshalb die Inszenierung in „10 Tagen besser leben“ auch dreimal zur Aufführung kommen mußte. Wer dabei war, weiß nun besser Bescheid, wer nicht, muß jetzt einen mühsamen Versuch lesen, zu ergründen, worüber.

Zunächst scheitern drei Menschen beim Versuch, die Glücksverheißung der irgendwann neulich vergangenen Moderne sich zu erfüllen, beim Versuch also frei zu sein. Sie sitzen, erst einer, dann zwei, nackich in einer Sauna, die für dann drei einfach zu klein ist und schwitzen. Eine Sauna ist bekanntlich das, was die Moderne nur verheißt: Glück und Freiheit in einem.

Die Schwitzenden betreiben Freikörperkultur, die ja schon nominell freier ist als andere Kulturen und deshalb auch in der DDR verbreiteter war als etwa in Duisburg, das es erst zu befreien gilt. Dennoch scheitern wie die DDR, wie auch erwähnt, die Drei: erst einer, an der Wärme. Er muß raus aus der Sauna, raus aus dem Fenster, wird kalt abgespritzt, muß wieder rein und zieht sich an, womit ja die Probleme immer anfangen. Setzt sich an eine kleine Elektroorgel und ein Kinderklimperklavier und improvisiert frei.

Das klingt sehr lustvoll (und sieht auch so aus), aber ziemlich scheußlich. Die anderen beiden kommen ähnlich aus der Sauna, die, das wird klar, zwar befreit und glücklich macht, aber, wie die Moderne, wie vielleicht auch die DDR und Duisburg auf Dauer nicht auszuhalten ist. Möglicherweise ist auch sie einfach zu klein.



„John Doe“ erzählt von einer Gaststätte in Duisburg und einem Abend dort. Und davon, wie man manches beeindruckend finden muß und sich von anderem, manchmal von demselben, auf keinen Fall beeindrucken lassen darf. Zumindest nicht öffentlich. Eine Gaststätte, auch diese Gaststätte und alles, was in ihr passiert, sind aber öffentlich. Und alles, was hier passiert, von Exzess bis Einsamkeit, passiert in der Öffentlichkeit. Eine Öffentlichkeit, die sich oft nur schwer erinnern kann.

Von dieser Schwierigkeit erzählt das Stück auch.

Keiner will´s gewesen sein. Also schon einmal gar nicht dabei an dem Abend. Früher gegangen, später gekommen, gar nicht da. Und als auch dieses Leugnen scheitert, zusammen erinnert wird, daß doch alle dabei waren an dem Abend, will jeder anders gewesen sein als die Anderen.

Widerständiger gegenüber der Vereinnahmung durch die Macht, die an diesem Abend hereinbrach in die Gaststätte. Aber auch mitleidsvoller gegenüber dem Leiden, das sich zeigte, an diesem Abend, in dieser Gaststätte.

Die Anderen, das wird im Erinnern dieser Drei deutlich, haben sich kaufen lassen durch den schwarzen Muskelprotz und Exkrieger, der da zur Tür hinein kam an diesem Abend, in dieser Gaststätte. Haben sich Runde für Runde ausgeben lassen und nicht widersprochen, als es etwas zu widersprechen gab. Cocktails getrunken, obwohl sie sonst nur Bier trinken und sich den anstrengenden, tätowierten Fundamentalchristen gefallen lassen und sein Loblied auf Amerika und dessen gerechten Kriege. In dieser Gaststätte voller kulturell und politisch Interessierter (und nicht Engagierter, eine Unterscheidung, die nie so evident gemacht wurde, wie hier im Stück), in der in Zeiten amerikanischer Wahlen wohl ein Bushwitz auf jedes 10. Bier kommt.

Gegen dieses korrupte Mitmachen, das gierige Heucheln wird einem, der sich erinnert, daß er aber anders war an diesem Abend, in dieser Gaststätte, der eigene Vater wieder zum Leitbild: „Geh nach Hause“, hätte der seinem Sohn befohlen, wenn er da gewesen wäre. „Lad den Anderen Ein“ – Unterwirf Dich nicht. Er hat ihn natürlich nicht eingeladen und ist nicht nach Hause gegangen. Und er hat auch die gekaufte, die nur scheinbare Verbrüderung des schwarzen Fremden mit den von ihm Freigehaltenen nicht entlarvt. Aber Haltung hat er bewahrt, sagt er, an diesem Abend, in dieser Gaststätte. Innerlich.

Es kommt zum Zusammenbruch und der Fremde kann sich nicht einmal mehr am Tresen festhalten, weil ihn die Erinnerungen an seine Opfer und seinen Krieg so niederziehen, wie der Schnaps das nicht konnte. Die Meisten, so erinnern sich die Drei, haben sich abgewandt. In aufflackernder Säufersolidarität ihn noch an einem Tisch gesetzt, sich selbst wieder an den Tresen und dem Bier sich zugewandt, das nun wieder selbst zu bezahlen war. Bei dieser Show gab es nichts umsonst.

Die halbherzigen Tröstungsversuche derer, die anders, die also auch bei dieser Show dabei waren, verraten nebenbei, im Beschwichtigungsmodus, sonst erbittert vorgetragene Überzeugungen. „You are a soldier, not a murderer. There is a difference between that.“ Sie verraten auch, wie zwischen Irakkrieger und dem zum Mitleid unfähigen Kneipenpublikum nicht einmal Kommunikation möglich ist. Keine kulturelle Differenz ist das, sondern eine Fremdheit, die auf der Unfähigkeit ruht, genau diese, die physische Kriegserfahrung den Kriegszuschauern mitzuteilen. Das “Aber ich war dabei” des nun auch selbst auf der Bühne präsenten Kriegers markiert eine Grenze. Und die ist dicht.



Er war dabei, wir waren es nicht. Was das bedeuten kann, weiß ich nun besser, denn ich war dabei, als das Theater es zeigte.

„Jeder nach seinen Fähigkeiten. Und nach seinen Bedürfnissen“

Über Gründungsmythen, Motivationen und Ziele, über Marmor, Pop Shop und John Doe – und über die Sprache, mit der von all dem berichtet werden kann

Interview mit TAD
Teil 1

Interview mit den TAD-Mitgliedern Stella Cristofolini, Martin Kloepfer, Gernot Schroer, Stefan Schroer und Oleg Zhukov. Das Interview wurde per Mail-Austausch geführt. Die Fragen stellte Wolfgang Dybowski.

Wann und wie habt ihr euch zusammengefunden?

Stefan Schroer:
Wir sind ja noch dabei, das zu tun. Ich glaube, eine Zusammenkunft in Raum-Zeit-Einheit von allen 8, die wir grad TAD sind, gab’s noch nie. Ideell aber – und für die Meisten von uns auch praktisch – hat TAD seinen Ursprung in Duisburg-Bruckhausen. 2003 habe ich dort das Junge Theater Bruckhausen gegründet. Dann wurden wir Mitglied im Kulturbunker Bruckhausen e.V., gründeten den „Bunker-Theatertisch“ zur Sondierung der Möglichkeiten professioneller freier Theaterarbeit an einem peripheren Ort wie diesem und arbeiteten im Vorstand des Bunker-Vereins anseiner generellen Konzeption mit. Praktisch haben wir hier neben der Arbeit des Jungen Theater Bruckhausen eine professionelle Theaterinszenierung und zuletzt zwei große Projekte realisiert: das „Europäische Jugendtheaterfestival in Duisburg-Bruckhausen“ und das spartenübergreifende, theoretisch-künstlerische Projekt „Der Stand der Dinge. Bruckhausen“. Wir haben beide Projekte als Anfänge verstanden und konzipiert, als Start-Impulse für eine regelmäßige, intensive, konzeptionelle Kulturarbeit in Bruckhausen. Andere im Kulturbunker Verantwortliche aber hatten andere Ansichten, wollten lieber weiterbosseln wie zuvor und sorgten für das Scheitern unserer Bemühungen. So wurde aus dem gedachten Anfang ein Ende unserer Arbeit in Bruckhausen und aus dem für den Kulturbunker Bruckhausen geplanten Impuls der zur Gründung einer eigenen, unabhängigen Struktur.

Stella Cristofolini:
2006 haben wir TAD offiziell gegründet. Nach all den unterschiedlichen Erfahrungen, die wir an diversen Orten, in Institutionen wie Stadttheatern, sogenannten Netzwerken, „Kulturbunkern“ etc. gemacht haben, war ein Sich-zusammen-Tun und gemeinsam (und miteinander) Kämpfen nahezu zwingende Konsequenz. Stefan Schroer war sicherlich der Impulsgeber für die Gründung von TAD, zumindest kennen wir uns untereinander meist über ihn. Stefan kenne ich seit über 30 Jahren, Gernot auch schon ne Weile, unsere Wege haben sich immer mal wieder gekreuzt, seit 2005 arbeiten wir zusammen.

Martin Kloepfer:
Bei mir war das so: Ich hatte Stefan seit etwa acht Jahren nicht gesehen, und weil ich grad in Düsseldorf war, dachte ich, den ruf ich mal an. Und der sagte gleich: ja prima, daß du anrufst, kannst gleich vorbeikommen, wir gründen hier nämlich gerade ein Theater. Da war ich neugierig.

Mit welcher Motivation/Zielsetzung wurde die Gruppe gegründet?

Gernot Schroer:
Mir geht es um eine Dramaturgie für eine gegenwärtige Theaterpraxis.

Stella Cristofolini:
Die Gründung von TAD ist der bewußte Schritt, die gemeinsame Arbeit zu bündeln, zu intensivieren, zu professionalisieren.

Bedeutet Professionalität nicht immer irgendwann Kompromisse eingehen?

Stella Cristofolini:
Welcher Kompromiß ist denn so gruselig, daß er nicht zumindest thematisiert werden kann? Das setzt natürlich gelegentliche Selbstreflexion voraus. Wir alle haben unterschiedliche künstlerische, ästhetische, formale Theateransätze, uns eint aber ein Blick auf Gesellschaft und das Wissen um Theater als Form (auch) sozialer Praxis.

Wie sieht dieser Blick auf die Gesellschaft aus?

Stefan Schroer:
Kritisch. Dem Motiv der Professionalisierung und Intensivierung unserer Theaterarbeit in Duisburg liegt ja ein inhaltliches Ziel zugrunde. Mit Bezug auf unsere Herkunft, auf unsere Arbeit in Duisburg-Bruckhausen, könnte man es beschreiben als Bestreben, in künstlerischer Praxis weiterhin den Standpunkt der Peripherie einzunehmen. D.h., der Blick auf die Gesellschaft wird von ihren Rändern aus vorgenommen, von den Orten also, an denen sich ihre – im wesentlichen brutale – Funktionsweise deutlicher zeigt als anderswo, wo die sie durchdringenden Widersprüche deutlicher erlebbar sind als in ihrem Zentrum. Für unsere nun begonnene Arbeit in Duisburg-Mitte und anderen zentral gelegenen Orten heißt das, sie nicht als ein mit den anderen konkurrierendes Elementarteilchen in den existierenden Theaterbetrieb mit seinen kategorialenRahmenbedingungen einzugliedern, sondern die eigene Theaterarbeit als ganze und in jedem einzelnen Projekt neu als inhaltliche wie formale Forschungsarbeit zu verstehen und als solche durchzuführen – in steter kritischer Reflexion auf die herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse, die notwendig auch für den Kulturbetrieb konstitutiv sind und selbstverständlich auch unsere eigene Arbeit durchdringen.

Martin Kloepfer:
Die Motivation wird nicht für jeden dieselbe sein, denke ich. Wir haben sicher alle einen Bezug zu der hiesigen Gegend, das würde ich unter Herkunft verstehen, und wir haben alle ein Ziel, also vermutlich eher jeder eins. Bei mir zum Beispiel ging es eher um die „Entprofessionalisierung“ der Theaterarbeit, denn die Professionalität in den voll subventionierten Bereichen hing mir oft schon recht zum Hals raus. Ein direkter Draht zu der Realität außerhalb des Theaters ist mein Traum, und eine Verbindung zum Erbe, zur Tradition der Texte, und wie man das zusammenbekommt (weil ich denke, daß es zusammengehört und sich etwas gibt), das würde ich gerne erforschen. Also Hamlet in der Mietskaserne, und ohne den Druck eines hohen Budgets. Als Lernerfahrung für alle Beteiligten und alle eventuellen Zuschauer.









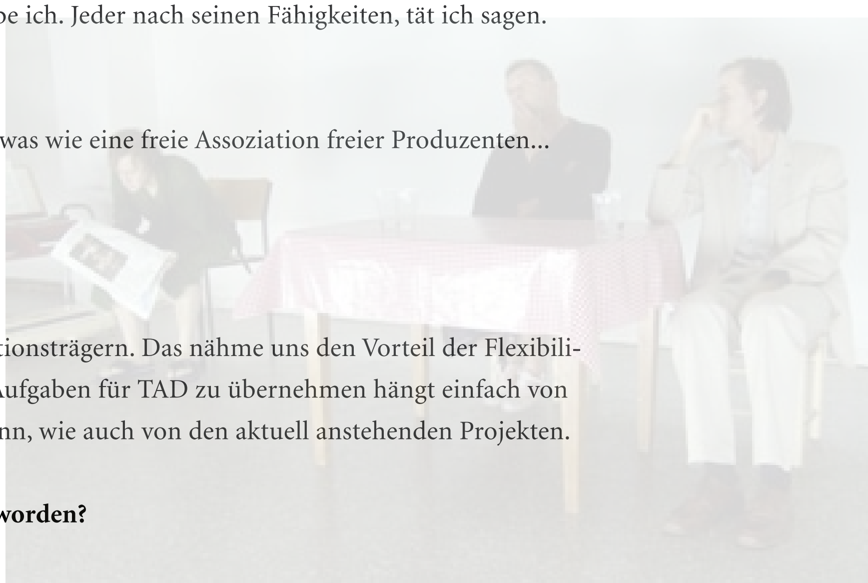
Die eher „bildungsfernen“ Schichten der Bevölkerung werden doch bereits durch die Sprache der hier von Euch formulierten Selbstdarstellung ausgeschlossen!?

Stefan Schroer:
Vielleicht können sie mit Teilen des bis hierher geführten Austauschs nichts anfangen. Aber hier geht es grad um eine theoretisch vorzunehmende Positionierung unserer künstlerischen Praxis im Verhältnis zur sie umgreifenden und wie erwähnt auch durchdringenden gesellschaftlichen Realität. Und dieses Verhältnis ist höchst komplex. Und also ist es auch seine Beschreibung. Um der Sache angemessen zu sein, sie wirklich zu beschreiben, müßten wir unsere Sprache eigentlich noch viel weiter ausreizen. Vielleicht kämen wir zuletzt wieder zu allgemeiner verständlichen Aussagen, das wäre möglich und sollte ein Ziel der begrifflichen Arbeit sein. Diese Arbeit aber zu umgehen, wäre Verrat an der Sache. Oder schlicht Faulheit. Oder Gedankenlosigkeit. All das gibt es schon zu viel, nicht zuletzt auch im Theater.
Ein anderes ist die Theaterarbeit selbst, die Praxis der Proben, der darin stattfindende Dialog mit den Schauspielern, und ihr Ergebnis, eine Aufführung und ihre Rezeption. Der gedankliche Prozeß, der zur Entscheidung für eine Inszenierung, ihr Material, ihre (vorläufige) Form führt, wird zwar in den Proben fortgesetzt (wo dies, leider allzuoft, nicht passiert, merkt man dies einer Inszenierung sofort an: sie ist hohl und dumm, egal, was für kluge Sätze abgesondert oder was für beeindruckende Bilder produziert werden), verändert sich hierbei aber immer mehr, kondensiert sich in immer konkreteren Sachverhalten und darauf bezogenen Fragestellungen. Im Idealfall sind zuletzt in einem sehr konkreten Bühnengeschehen – z.B. bei „Marmor“, einem in hohem Maße intellektuellen Stück: zwei junge Männer sind ohne individuelle Schuld lebenslang in ein Gefängnis eingesperrt und kämpfen gegen die drohende Verzweiflung –, sind im Spiel der Schauspieler alle vorherigen Fragen und Analysen nicht nur aufgehoben, sondern noch weiter getrieben, über die Grenzen der begrifflichen Analyse hinaus, ohne diese unbestimmt zu negieren.
Die Möglichkeit des Verstehens ist hier unabhängig von intellektueller Bildung gegeben. Wobei hier schon wieder der Begriff „verstehen“ zu erläutern wäre. Ein Theaterabend stellt ja keine Rätselfragen oder nur solche, auf die wir selbst keine Antwort wissen, die wir begrifflich nicht einmal präziser stellen könnten als der Schauspieler mit dem, was er tut und was er im szenischen Rahmen der jeweiligen Inszenierung ist, immer wieder neu. Eine Aufführung ist für den Zuschauer eher ein sinnliches Erleben, im besten Fall ein erhellendes und verstörendes zugleich, das in seiner Konsequenz zum selbständigen Denken und Handeln herausfordert.

Stella Cristofolini:
Dem kann ich mich nur anschließen. Also weiter.

Wer gehört mit welcher Funktion zu „Theater Arbeit Duisburg“?

Martin Kloepfer:
Funktion ist gar nicht das richtige Wort, glaube ich. Jeder nach seinen Fähigkeiten, tät ich sagen.



Stefan Schroer:
Und nach seinen Bedürfnissen. Wir sind so etwas wie eine freie Assoziation freier Produzenten...

Oleg Zhukov: Wir sind alle Intendanten...

Gernot Schroer:
TAD ist keine klassische Institution mit Funktionsträgern. Das nähme uns den Vorteil der Flexibilität unserer gemeinsamen Arbeit. Bestimmte Aufgaben für TAD zu übernehmen hängt einfach von der Zeit ab, die jeder zur Verfügung stellen kann, wie auch von den aktuell anstehenden Projekten.

Welche Projekte sind denn bisher realisiert worden?

Stefan Schroer:
Die erste Produktion war „Marmor“, von Joseph Brodsky, in der Regie von Markus Schlappig. In diesem einzigen Theaterstück des antikommunistischen und kulturkonservativen Literatur-Nobelpreisträgers fanden wir eine der wesentlichen Fragen für unsere Arbeit verdichtet vor: die Frage nach der Einheit von zunehmendem Integrationszwang in die bestehende Gesellschaft bei gleichzeitig zunehmender Desintegration einer immer größeren Anzahl von Menschen aus ihrer Mitte. Die Inszenierung haben wir unter sehr prekären Verhältnissen realisiert, mit zwei Schauspielern der Schauspielschule Bochum, Bastian Heidenreich und Bernhard Glose. Ihr im umgekehrten Verhältnis zu ihrer minimalen Bezahlung stehendes Engagement hat uns über alle, immer wieder neu auftretenden, Hürden hinweggeholfen. Diese Hürden bestanden einerseits aus externen Faktoren: viel zu geringe Produktionsmittel, kein eigener Probenraum, andererseits aus Fehlern, die wir selbst in unserem Lernprozeß gemacht haben. Jetzt haben wir, was diese Inszenierung betrifft, ausgelernt, dennoch fanden von ihr bislang nur verschiedene Vor-Premieren statt, weil für die eigentlich angestrebte Raumlösung bislang der geeignete Ort und das Geld fehlten. Jetzt haben wir endlich einen Partner für die endgültige Premiere gefunden: Sie findet nun am 30. September 2007 im Ringlokschuppen in Mülheim a.d.R. statt.

Eure zweite Produktion trägt den Titel: „Das Weiße wird uns immer fremder – Meet John Doe“. Wie ist die Idee zu dieser Inszenierung entstanden?



Stefan Schroer:
Durch das Ereignis, das dem Stück zugrunde liegt und das ich zur Hälfte selbst mitbekommen habe. Als in jener Nacht – es war die Nacht vom 3. auf den 4. Oktober 2006, ca. 1 Uhr – dieser dort zuvor nie gesehene Typ das Café Graefen betrat, hatte ich sofort das Gefühl, einer beinahe klassischen Theatersituation beizuwohnen. Auf der einen Seite gab es den – ziemlich kranken – Chor: die linksintellektuelle, praxisunfähige, depressive, defätistische Stammbelegschaft, auf der anderen Seite ein kraftstrotzendes, tatkräftiges, ostentativ fröhliches Individuum. Es war schon in den ersten zwei Stunden des Ereignisses zu sehen, daß es hier zu keiner glücklichen Hochzeit beider Qualitäten kommen wird. Und als ich am nächsten Tag erfuhr, daß der Abend konsequenterweise mit der Zerstörung des Individuums und der darüber erfolgten Wiederherstellung der vom Chor vertretenen Ordnung endete, war die klassische Tragödie perfekt.

Martin Kloepfer:
Stefan und ich hatten verabredet, ein Stück für TAD zusammen zu produzieren, und an einem Abend erzählt er dann diese Geschichte vom Vortag: kommt ein Neger in die Bar usw. Ich habe gesagt, prima, da wissen wir ja, was wir spielen, ganz ernst gemeint, von Anfang an. Und Stefan war bald dabei, aber es kam die Frage, wie macht man das, wir sind ja keine Dichter, die ein Stück schreiben wollen oder können. Stefan hat mich allerdings beruhigt und seine Interview-Technik erklärt.
Und dann haben wir uns gegenseitig Zeitdruck gemacht und innerhalb von acht Wochen alle Zeugen des Abends, die wir auftreiben konnten, befragt (inklusive Mr. X selber; ein langes, bewegendes Gespräch auf Englisch, wovon wir dann aber nichts verwendet haben). Kornelius hat diese Gespräche aufgezeichnet. Ich habe mich dann mit dem Kopfhörer hingesetzt und die Sätze, die mich im ersten Interview interessiert haben, aufgeschrieben, ab dem zweiten dann immer die Sätze da eingeordnet, wo ich dachte, daß sie hinpassen. So entstand eine Reihenfolge, ein Lauftext, und den haben wir dann am Abend vor Probenbeginn auf die Schauspieler verteilt und so die Figuren erfunden.

Stefan Schroer:
Eins, zwei, drei, und fertig ist das Stück. Anleitung zum Selbermachen. Ich erinnere mich noch an ein paar Arbeitsschritte zwischen Transkription und Probenbeginn, an immer neue Umstellungen, Um-Schreibungen, Streichungen, Fremdtext-Einarbeitungen, Akt-Strukturierungen ...

Martin Kloepfer:
Ich finde, es ging überraschend schnell. Außerdem, wenn Du alle Tricks verrätst, macht das bald jeder.

Die Inszenierung von „... Meet John Doe“ hat in Augenhöhe (also ohne erhöhte Bühne) mit dem Publikum stattgefunden. Welches Fazit kann man aus den Publikumsreaktionen schließen und was waren die Vorteile dieser Inszenierung?

Martin Kloepfer:
Ich mag ohnehin Theaterräume am liebsten, in denen die erste Reihe mit den Schauspielern auf einer Eben ist. Die anderen Stuhlreihen müssen dann eigentlich nur auf Stufen stehen, damit man was sehen kann. Simpel, ganz griechisch eigentlich. Erhöhte Bühnen finde ich eher was für Rockmusik, bei der man zu seinen Idolen aufsehen möchte.

Welche Inszenierungen gab es noch?

Stefan Schroer:
Zeitlich parallel zu den anderen Arbeiten haben wir mit dem Jungen Theater Bruckhausen zwei deutsch-polnische Koproduktionen, zusammen mit dem Teatr Brama aus Goleniow, realisiert: „Wehikul Czasu – Die Zeitmaschine“, ganz frei nach H.G. Wells und „Pogon za Snacem – Die Jagd nach dem Schnatz“, noch freier nach Lewis Carroll, mit Aufführungen in Szczecin, Bröllin, Berlin, Dortmund und Duisburg. Und, als dritte originäre TAD-Produktion, „Pop Shop“, eine Eigenproduktion, die Markus Schlappig, Oleg Zhukov, Kornelius Heidebrecht und ich mit Insassen der Jugendarrestanstalt Düsseldorf erarbeitet haben.





Oleg Zhukov:
„Pop Shop“ war für mich die bis jetzt wahrscheinlich spannendste Produktion, bei der ich als künstlerischer Leiter und Regisseur mitgewirkt habe. Diese Produktion entstand durch einen Jugendlichen, der sowohl in unserem Jungen Theater Bruckhausen mitspielt als auch zwei Wochen in der JAA Düsseldorf verbracht hatte. Aus dieser Situation ist die Idee entstanden, mit Jugendlichen in der JAA zu arbeiten und zusätzlich die Theaterarbeit nach ihrer Entlassung – die maximale Verweildauer im Jugendarrest beträgt vier Wochen – mit dem Ziel einer Theateraufführung fortzusetzen.
Unser Ansatz ergab sich aus dem Interesse, unsere bisherigen Erfahrungen im Bereich Jugendtheaterarbeit auf die sehr besondere Situation der inhaftierten Jugendlichen zu übertragen: am Beginn unserer Arbeit stand die Neugier auf ihre Geschichten, auf ihre besonderen Qualitäten und ihr „anders sein“. Der Zeitrahmen innerhalb der JAA betrug drei Wochen. Wir arbeiteten täglich 5 Stunden mit ca. 12 Teilnehmern. Die Theatersituation bezog sich direkt auf die Arrestsituation, auf die Ausgangslage des Eingesperrt-Seins. Dadurch entstanden konkrete Themen und Ideen für Szenen. So ergab sich viel Stoff für Auseinandersetzungen, sowohl auf der Bühne als auch auf der zwischenmenschlichen Ebene.



Unserer Probenraum, ein kahler Gemeinschaftsraum, wurde zur Bühne, die Teilnehmer zu Akteuren, die sich den gegebenen Themen stellten: Machtbesitz und Entmächtigt-Werden, Handeln und gleichzeitig handlungsunfähig zu sein, Selbstreflektion und der Versuch, das eigene Schuldig-Sein in das Lebenskonzept einzufügen. Die Adressaten waren auf der einen Seite die zuschauenden Mitinhaftierten unserer Gruppe, auf der anderen Seite aber vor allem die Abwesenden, an die sie ihr Wort richteten: die Mitschüler, die Lehrer, die Mütter und Väter, die Wächter und Richter. Die ständigen Versuche sich zu erklären, zu rechtfertigen, zu positionieren oder zu behaupten bildeten die Grundlage der anfänglichen Theatersituationen. Diese Dynamik wirkte vor allem in den Stunden nach den Proben nach, wenn es darum ging, sich dem letztendlich schärfsten Beobachter, nämlich sich selbst, in der Zelle zu stellen.
Aber genau dafür ist Theater da. Es bietet die Option, sich innerhalb einer vorgegeben Struktur anders zu verhalten, eigene Grenzen zur erforschen und sich ein Stück weit von dem eigenen, oft durch schwierige Lebensbedingungen eingeschränkten Selbstbild zu befreien. Und diese Möglichkeiten wurden angenommen und genutzt, die am Anfang starke Hierarchie innerhalb der Gruppe wurde aufgebrochen, und bereits nach einer Woche entstand ein Spielverständnis füreinander, eine Lust am Spiel und aber auch die Fähigkeit, nicht nur sich selber darzustellen, sondern auch Interesse für Andere aufzubringen.
Der Verlauf der Probenarbeit nach der Entlassung erwies sich als viel komplizierter als die Arbeit im Arrest selbst. Da die Teilnehmer in unterschiedlichen Städten wohnten, war es schwer, die erforderliche Kontinuität wieder zu erlangen und aufrecht zu halten. Gleichzeitig wurde das Medieninteresse derartig groß, daß es fast schon unangenehm wurde.



Stefan Schroer:

Aufgrund der Presseartikel, die nach den drei Wochen Arbeit in der JAA erschienen waren, erhielten wir Anfragen zur Berichterstattung über die Fortsetzung unserer Proben, u.a. auch vom WDR-Fernsehen, die aber allesamt nur an den realen „Knackis“ interessiert waren, ihren Gesichtern, ihren „wahren“ Geschichten. Für die aber hatten wir uns bewußt nicht interessiert gezeigt, sie kamen nur in Spielsituationen und Erzählungen vor, von denen wir explizit nicht wissen wollten, wie sie mit der Realität außerhalb unserer Theater-Verabredungen zusammenhingen. Dennoch war bei einigen Geschichten nicht zu verkennen, daß sie 1:1 der Lebensrealität ihrer Erzähler entsprachen.

Oleg Zhukov:

So mußten wir unser Aufführungs-Konzept völlig umdenken, um unsere Teilnehmer zur schützen. Wir als Künstler wollten auf der einen Seite unser inhaltliches Anliegen und unsere Erfahrungen aus der Knastsituation formulieren; auf der anderen Seite ergab sich die Aufgabe, mit dem wachsenden, fast schon voyeuristischen Interesse der Öffentlichkeit bewußt umzugehen. Um die Erwartungshaltung der Zuschauer ein Stück weit zu provozieren, haben wir im Arrest entstandene Texte entweder vorgelesen, eingesprochen oder vom Band abgespielt und gleichzeitig auf der Bühne Menschen gezeigt, die eine große Projektionsfläche boten, die aber nicht eindeutig den jeweiligen Texten zugeordnet werden konnten, von denen nicht mal sicher zu sagen war, ob sie eine der Personen aus der JAA waren oder nicht.



Auf diese Weise entstand ein Abend, bei dem wir die Arrestsituation umdrehten: Die Akteure auf der Bühne agierten unabhängig, frei von den v.a. vom Band zu hörenden Geschichten aus dem Gefängnis, und die Beobachter – also die Zuschauer – wurden mit jetzt unsichtbar erzählten Interviewpassagen, unsichtbar gespielten Texten, mit unsichtbaren Regisseuren, die unsichtbar zum Handeln auffordern, alleine gelassen. Es wurde kein homogenes Theatererlebnis, vielmehr eine Mischung aus Dokumentation und Reflexion der eigenen Arbeit. Die zwei Orte – also der Arrest und der Theaterraum – blieben aber von einander getrennt, und der Zuschauer war aufgefordert, ständig das Sichtbare mit dem Hörbaren in Beziehung zu setzen, um sich am Ende selber als ein Teil der Inszenierung zu begreifen.

Fortsetzung folgt auf Seite: 18

Robert Bosshard zeigt uns den Weg!

von wolfgang dybowski

Duisburg ist eine materialgewordene Prophezeiung
– Lesung/Vortrag/Performance/Diskussion
von und mit **Robert Bosshard** – 21.06. 2006

Am Mittwoch den 21.06.2007 fand im TAD-Lokal ein dröger Künstlerstammtisch statt, mit den üblichen Forderungen der Kochläppchenhäkelfraktion nach hochoffizieller Förderung. Ein bekannter Wohnungsloser aus Freiburg sah keinen Sinn mehr darin, irgendwo rumzusitzen und mit einem Bettelschild versehen darauf zu warten Almosen zu bekommen. Also rannte er fortan nur noch durch die Fußgängerzonen der Stadt bis in die Rathäuser und Kulturausschusssitzungen und schrie die Leute einfach an: "Gebt mir Geld! Gebt mir Euer Geld!" Mehr gibt es zu dieser Geschichte eigentlich nicht zu sagen.

Am Mittwoch dem 21.06.2007 um 21.00 Uhr nahm im TAD-Lokal ein Mann das Mikro in die Hand, stellte sich kurz als **Robert Bosshard** vor, die lebende Hälfte des **Agentenkollektives**, und kündigte in Gedenken an seinen im letzten Jahr verstorbenen Freund **Friedhelm Schrooten** an, das geneigte Publikum mit verschiedenen Lesungen und Vorträgen ergötzen zu wollen und jene mit ein oder zwei Performances zu würzen. Doch bevor er beginnen wolle, müsse er dem hochinteressierten Publikum erst mal ohne Umschweife erklären, wie er sie mit seinem Charme zu umgarnen gedenke.
Es dauerte keine fünf Minuten und es gab im ganzen Lokal keinen mehr, der ihm nicht zu Füßen gelegen, bzw. an seinen Lippen geklebt hätte.
Zu dieser Geschichte gäbe es viel zu erzählen.

Doch unsere verehrte Leserschaft wird sich ohne weitere beschreibende Artikel ein Bild von Robert Bosshard machen müssen (schließlich sollen R. Bossard und das Agentenkollektiv das Thema der nächsten Sonderausgabe des ***aponauten*** sein).
Nach einer langen, grandiosen One-man-show gab Robert Bosshard das Manuskript seines Theaterstückes **King Arndt der Letzte** zur Inzenierung durch **TAD** frei. Aus diesem Stück veröffenlichen wir einen kleinen Ausschnitt. Die Fotos sind auf der nächtlichen Spontaninszenierung entstanden.



King Arndt der Letzte

von robert bosshard

Klatsch über eine Fehlgeburt

Handlung: Arndt ist das Model seiner Mutter, die ein Solarium betreibt. Er begreift sich als Kulturfolger der Kruppianer ohne Betrieb und verausgabt sich als Sponsor des kruppschen Sozialwerks. Mit seiner absoluten persönlichen Verausgabung bringt er den mütterlichen Betrieb an den Rand des Ruins. Aus der Verantwortung befreit ihn Berthold mit dem Angebot, autonom zu werden und sich mit Hetty therapeutisch zu liieren. Als Prototyp der Autonomen wird King Arndt der Letzte zum Preis seines tragischen Endes das Idol der postschwerindustriellen Massen.

Bedeutung: Es ist erfolgversprechend, den letzten Krupp als Avantgardisten der freigesetzten Vollerwerbslosen zu verherrlichen.

Genre: Im Klatschroman/film/musical stützen sich Verrat (im Sinn von Theorie), Skandal (im Sinn von Ideal) und Sex (im Sinn von Gewalt) auf von Realität abgeleitete industrielle Schauplätze.

1. Szene

Abreissen eines Papierleinens. Orientierungslos bewegt sich eine Kopflose Sonnenanbeterin mit dem Tuch über dem Arm im Solarium. In der Tiefe des Raumes verlieren sich Kabinen. Im Vordergrund possiert Arndt schambedeckt für ein Foto.

Sonnenanbeterin: **Was muss ich tun?**

Arndt räkelt sich unter der Höhensonne vor dem Objektiv seiner Mutter Anneliese.

Anneliese: *hinter der Kamera*
Mach weiter!
Gleich bin ich soweit.
Gut so!

Arndt: *zur Kundin*
Je mehr sie investieren, umso länger scheint die Sonne.

Sonnenanbeterin: **Welche Dosis passt zu meinem Risiko?**

Anneliese: **Dein Kopf wirft Schatten.**
Sieh mich an.

Arndt: **Tippen Sie in den Zeitautomaten ihre Merkmale**
und sie sind programmiert.

Anneliese: **So ist gut.**
Halt durch!

Titeltrailer: **Der Titel „ King Arndt der Letzte“ ist eine Tätowierung**
in Arndt‘s Haut

Eine (dressierte) Fliege irritiert die Haut und bringt Leben in die starre Pose.
Arndt lacht braun in die Kanmera.
Qualm quillt der gesichtslosen Kundin aus Kabine 1 entgegen.
Unter dem blauen Licht der Höhensonne brutzeln zwei hingerichtete halbe Hähnchen.



Anneliese: **Die Kabine nebenan ist frei.**

Anneliese verschwindet im Qualm und kommt mit vollbepacktem Tablett zurück. Sie stellt es zu Arndt an die Sonnenbank.

Anneliese: **Es macht mir Sorgen, dass du kein Gemüse isst.**

Arndt: **Lass dir nichts einreden.**
Was die Mutter von Herzen gibt, bekommt dem Sohn am besten.

Mutter und Sohn drehen synchron mit blossen Händen die fetten Schenkel aus den Hühnerhälften.

Anneliese: **Hoffentlich sind die Bilder auch scharf geworden.**

Arndt: **Für ein Poster im Fenster ist die Schärfe weniger wichtig,**
als das verheissungsvoll präsentierte Braun.

Die Mutter schiebt Arndt liebevoll ein Stück weisse Brustfleisch zwischen die Lippen

Arndt: **Das Poster muss zeigen, dass es mir gut geht bei Dir.**

Mutter und Sohn brechen synchron die Flügelchen vom Huhn.

Anneliese: **Was werden die Kunden von mir denken, wenn ich Dich splitternackt ins Schaufenster hänge?.**

Sonnenanbeterin 2: *wie die 1. Sonnenanbeterin ohne Kopf, also Brustbild*

Hallo Arndt! Schön Dich zu sehen. Morgen werde ich 18, kommst Du auch?

Die abgenagten Hähnchen von Arndt und Anneliese schichten sich zur Knochenpyramide.

Anneliese: *Mutter zur Kundin:* **Die 3. ist frei.**

Arndt: **Ich komme, wenn Ich gern gesehen bin.**

Sonnenanbeterin 2: **Toll, das schönste Geschenk für mich.**

Scheiben klirren und die Rote Zora erscheint, als ob sie durchs Schaufenster geflogen käme.



Rote Zora: *singt und tanzt schamlos übertreibend den antimachistisch-sexistischen song*

Die Frauen sind schön.
Ihre Brüste so schwer,
Damit sie aus dem Gleichgewicht fallen,
Wenn sie den Männern begegnen.

Die Frauen sind schön,
Ihre Hüften so schmal,
Gut zum Schwingen ohne zu empfangen,
wenn die Männer sie zur Liebe zwingen.

Die Frauen sind schön,
Ihre Hacken so hoch,
Dass sie den Boden unter den Füssen verlieren,
wenn die Männer sie aufs Kreuz legen.

Die Frauen sind schön,
Ihre Haut so geschmeidig,
Um sich leicht formen zu lassen,
Wenn grobe Männer ihnen ihr Ideal aufzwingen.

Ohnmächtig springt Arndt auf. Das Schamtuch fällt. Er ist vollständig braun (nahtlos).

Arndt: **Sehen Sie mich an!**
Nur durch meine Mutter bin ich zu dem geworden,
was ich bin.
Ich geb mich gern den Frauen hin
Und ich hab Ihnen noch nie Gewalt angetan.

Die Rote Zora nimmt sein Schamtuch auf, bindet es schützend vor die Augen und schlägt blindwütig auf Arndt ein.

Rote Zora: **Hurensohn!**
Ich zieh Dir den Stecker aus Deinem Sonnenreich.

Anneliese greift ein und lenkt die blinde Energie der Roten Zora auf deren eigene Achse bis sie eine Pirouette dreht. Aus der Drehung herausgeschleudert landet sie in Kabine 4.
Das Erkennungszeichen erklingt, und in der offenen Tür erscheint ein Tamile und kündigt das Taxi an.



Hoffen wir, das TAD bald eine Probebühne findet und die Stücke von Robert Bosshard zur Aufführung kommen!

Freie Wiedergabe einer freien Rede

von Robert Bosshard gehalten, anlässlich seines Vortrages am 21.06. im TAD-Lokal

Das wechselseitige Verständnis von innovativen Empfindungen und fremden Gedankengängen setzt vorab schon voraus, dass die als „neu" (im Sinn von „fremdartig") intendierten Vermittlungsanliegen sogenannter Künstler im Verhältnis zu den als „sensationell" (im Sinn von „unvoreingenommen") wahrnehmenden sogenannten Kunstliebhabern an einem gemeinsam gewählten konkreten kommunikativen Ort (Veranstaltungsort), respektive in einem medienspezifisch verabredeten virtuellen Raum (Terminal), eine empathisch erlebbare Beziehung einzugehen vermögen.
Sie müssen sich also wechselseitig als „einander zugehörig" zu empfinden vermögen (was übrigens im Idealfall Sache eines gleichzeitig dem Autoren wie auch seinem Publikum zugewandten Veranstalters respektive Herausgebers ist).

Wie sonst schon sollte (also noch bevor die Programmierungen der dadurch ausschließlich befremdend angesprochenen Gehirne darauf eingeschworen und entsprechend vorprogrammiert wurden) eine „unverständliche", eben „fremde", als „neu" empfundene intellektuelle oder physische Herausforderung nicht (angstbesetzt) abwehrbereit, sondern zugewandt (begeistert) aufgenommen werden können?
Wie sonst sollten sich die durch Neuronen gesteuerten gedanklichen Prozesse „erneuert", also im Sinn geistiger Befruchtung und Erweiterung „arhythmisch" austariert auszuformen vermögen?
Wie sonst sollte sich vom Heimischen zum Fremden, Gesicht zu Gesicht, Lippe an Lippe und Stirn in Stirn ineinander schieben wollen … denn in unvertrauter und ungeschützter Umgebung meint jede Innovation primär Warnung vor Gefahren im Sinn erhöhter „Abwehrbereitschaft" und erst im quasi familiären Erziehungsraum von Kohorten thematisiert sie (antiinzestuös sozusagen) jene dann wünschenswerte antipädagogische „Neuorganisation der erlernten Synapsenkodierungen".

Je nach Grad des sich „heimisch" Fühlens wird die „Entfremdung vom Gewohnten", das „Neue" und „Fremde" also unterschiedlich bewertet. Deshalb bedarf jedes den eigenen Horizont erweiternde Kunstprodukt (jede akkultivierende Antizipation von fremdem Neuen ins persönliche Repertoire des individuell Vorkultivierten) eines Schutzraums, der Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen Rahmen,des wechselseitigen Vertrauens.
Und umgekehrt führt deshalb jede ungeschützte künstlerische Offensive ins jämmerliche Missverständnis puren Experimentierens, zu öder Langeweile, respektive zu Besessenheiten, Sammlerzwängen und Spekulationen. Die noch unetablierte Harmonie wird so lang als ärgerliche Dissonanz empfunden, wie kein Raum sie wiederhallt, und der noch ungeübte polamorphe Rhythmus wird als belästigende Kakaphonie empfunden, solang der Komponist keine Tänzer anspricht damit. Der Status des Künstlers ist Schall und Rauch, materiell wirkt sich allein seine kommunikative Begabung aus.

„Wir produzieren nur Versprechen“

Über TAD-LOKAL und das bessere Leben – im Rahmen der Kunst und außerhalb, für 10 Tage und für immer

Interview mit TAD – Teil 2

Einen Tag nach der Premiere von „Pop Shop“ begann Euer Ladenlokal-Projekt in Duisburg-Mitte. Der Titel dieser Aktion vom 08.-17.06. war „10 Tage besser leben“. Wie ist der Titel entstanden?

Stefan Schroer:
Kontrovers. Zuerst gab es den späteren zweiten Teil des Titels: TAD LOKAL. Er verwies nicht nur auf den Ort des Geschehens, ein Ladenlokal, sondern zeigte auch den primären Grund für die Planung und Durchführung dieser 10tägigen Präsenz an: unsere Produktionen – nach zuvor mehr Aufführungen außerhalb als in Duisburg – endlich in unserer eigenen Stadt, eben lokal, zu zeigen. Der spätere Haupttitel „10 Tage besser leben“ entstand aus der Diskussion über die Art und Weise unserer Präsenz im Ladenlokal. Schnell gingen die Vorschläge hierzu in Richtung „Wohlfühloase“, wie ich es damals empfand, also inhaltlich des Gegenteils von dem, wofür TAD meines Erachtens steht und stehen sollte.

Martin Kloepfer:
Da gab es allerdings Kontroversen, denn warum, war die Frage, soll ich mich schlecht fühlen im Theater, warum soll ich denn dahin gehen? Oleg sagte, er kenne in ganz Duisburg keinen (öffentlichen) Ort an dem er sich wohlfühle, und das sollte man mal ändern und wenn es nur für zehn Tage wäre. Die Gesamtveranstaltung sollte als ein Rahmen für die Stücke, aber auch als eigene Arbeit bestehen. So in etwa entstand der Titel.

Oleg Zhukov:
„Zehn Tage besser leben“ ist natürlich erstmal eine Riesenbehauptung, und niemand von uns wußte vorher, was daraus werden wird. Vielleicht, wenn wir von vorne herein gewußt hätten, wie es wird, hätten wir uns sogar für einen anderen Titel entschieden. Denn ich glaube, keiner von uns hätte es spannend gefunden zu wissen: Ja, es geht auf, und den Menschen gefällts auch. Sondern im künstlerischen Prozeß ist es wichtig, erst mal eine Behauptung in den Raum zu stellen, aus einem Gedanken etwas Sichtbares zu schaffen, vielleicht damit zu scheitern, aber eben kein eindeutig formuliertes Programm auszuführen.
Aber vielleicht war der Titel auch einfach ein Wunsch an die auf uns zukommende Zeit: Ja, wir wollen Theater machen, wir wollen besser leben und besser werden.



Aber das Interessante an diesem Projekt war ja, daß man nicht von vorne herein wissen konnte, wie es werden wird. Wir haben uns hingesetzt, und jeder hat erst mal für sich eine Idee entwickelt, mit den eigenen Wünschen, an seine Vorstellung und an eigene künstlerische Erfahrung und Fähigkeit gekoppelt. So ist ein vielseitiges und im Laufe der Diskussionen doch ein homogenes Konzept entstanden. Dann war es an der Zeit, das in die Praxis umzusetzen, ohne zusätzliche Finanzierung, aus eigener Kraft. Aber es wars wert, denn man muß den Menschen begegnen, wenn man Theater machen will, und wir waren neugierig auf Duisburg.

Stella Cristofolini:
Ich war an der Titelfindung nicht beteiligt, mag aber daran, daß der Begriff „besser“ von jedem selbst gefüllt werden kann. Und wer dabei vor allem an: fetter, reicher, bequemer gedacht hat, konnte sich davon überzeugen, daß „besser“ auch lebendiger, bunter, kontroverser, gemeinsamer und und und bedeuten kann.

Gernot Schroer:
Außerdem sollte auch ein genaueres Gefühl und Bewußtsein für das schlechtere Leben entstehen.

Martin Kloepfer:
Über jeder Veranstaltung mit Theater müßte stehen: „eine Stunde besser leben“, und zwar durch Denken und Fühlen. Da wo ich ernst genommen werde und wo mein Gehirn angeregt wird und wo ich einen guten Gesprächsstoff finde, da fühle ich mich gut und lebe besser. Das muß ja nicht nur in der Kneipe geschehen. Die Sauna und die Tischtennisplatte haben das ja auch nur illustriert.
Die Entscheidung, keinen Eintritt zu nehmen, war golden. Das kam ja auch, nachdem ich dich so angeschnauzt hatte (Entschuldigung noch mal), für Kultur hätte keiner fünf Euro, für Bier und Zigaretten aber immer zwanzig. Das wörtlich genommen, haben wir unsere Einnahmen eben durch Getränkeverkauf gemacht, weswegen wir jetzt beim Kulturbeirat ein Szenetreff gewesen sind. Die sind vielleicht auch der Ansicht, daß Kultur mit besserem Leben nichts zu tun hat.

Und – habt Ihr besser gelebt oder besser leben lassen?

Gernot Schroer:
Für mich bestand die Möglichkeit, aktiv und passiv teilzunehmen, und das ist immer ein besseres Leben. Wenn TAD-LOKAL die Besucher dazu provoziert hat, selbst produktiv zu werden, dann hat es sich im Lokal auch bestimmt besser leben lassen.

Oleg Zhukov:
Das Projekt hat sich in meinen Augen sehr gelohnt. Zu beobachten, wie eine Idee eine eigene Dynamik entwickelt, zu reagieren, in einen Dialog mit der Stadt zu treten, auf der eigenen Bühne zu spielen und eigene Stücke zu zeigen, hat mich in der Gesamtidee von TAD, ein eigenes, unabhängiges Theater zu gründen, sehr gestärkt. Wir hatten ein sehr unterschiedliches Publikum, ein zahlreiches Publikum, aber eben ohne Tendenz zu einer eindeutigen Einheit oder Szenerie. Und vor allem ein Publikum, das sowohl die einzelnen Vorführungen besuchte, als auch ein Publikum, das die Gesamtidee von TAD verstanden und im Laufe der 10 Tage sehr bewußt aufgenommen hat. Klar gibt es kaum jemanden, der alles gesehen hat, aber eben viele, die wiederkamen und mit uns unsere Vorstellung von „besser leben“ teilen wollten.



Stefan Schroer:
Entgegen meinen Befürchtungen haben die zahlreichen BesucherInnen des LOKALs sehr genau verstanden, worum es uns ging. Sie haben den zur Verfügung gestellten Raum als Ort der Begegnung und der inhaltlichen Reflexion verstanden und wußten sehr gut zu differenzieren zwischen der „besser leben“-Form und den mit den künstlerischen Beiträgen in diesen Raum gestellten Inhalten; zu differenzieren, nicht zu trennen, sondern beides als aufeinander bezogene Einheit zu verstehen. Das Problem der Kunst ist ja, daß sie nicht Leben ist, daß sie ein Versprechen ist, das stets gebrochen wird, zumindest so lange, als das Leben außerhalb ihrer Grenzen so eingerichtet ist, wie es dies ist. In „10 Tage besser leben“ wurde diese Grenze zwischen Kunst und Leben ein wenig perforiert. Manchmal war nicht klar, ob eine Performance, ob ein Theaterstück schon begonnen hatte oder noch nicht, z.B. beim Beginn von „Das Weiße wird uns immer fremder – Meet John Doe“: Saunt da grad jemand, oder gehört das schon zum Stück? Spielt Kornelius Musik, oder spielt er schon Theater? Ebenso der genaue Zeitpunkt von manchem Ende blieb offen, etwa bei der Performance von Robert Bosshard oder auch bei „Pop Shop“. Und auch, wo Anfang und Ende von künstlerischen Ereignissen klar gesetzt waren, wirkten sie fast stets in einer sehr konkreten Weise noch nach. Sehr explizit in der Text-Musik-Performance von Ruth Bamberg und Phillippe Micol, die in einer formal sehr strengen Umrahmung und Form stattfand, die aber in einer gemeinsamen Diskussion der PerformerInnen und der ZuschauserInnen zum zuvor künstlerisch behandelten Thema „Freiheit“ mündete, welche wiederum von einem nochmaligen musikalischen Beitrag von Phillippe Micol abgelöst bzw. fortgeführt wurde, der wiederum von einem bierflaschenbewaffneten Nachbarn beendet wurde, was aber die zuvor vereinbarte Fortsetzung der „Freiheit“-Diskussion in einem Seminar zwei Tage später nicht verhinderte.
Weniger explizit zwar, fand aber doch bei fast allen Aufführungen Ähnliches statt, prägten sie auch nach ihrem Ende mit ihren Inhalten und atmosphärisch das Leben im LOKAL, auch wenn direkt danach wieder auch Tischtennis gespielt und Hollywood geschaukelt wurde, so wie ja auch keine Aufführung die Schaukel ganz verwaisen ließ. Natürlich könnte man sagen, die ganzen 10 Tage waren Kunst, das LOKAL ein Kunst-Raum und alle darin Anwesende Akteure einer großen Performance. Ich würde es tatsächlich so beschreiben, und eben das war das bessere Leben. Jetzt ist es vorbei, auch dieses Versprechen wurde gebrochen. Aber es gab dieses Kunst-Leben, und als Versprechen bleibt es ja bestehen.

Können aus diesem Kunst-Leben politische Konsequenzen erwachsen?



Stefan Schroer:

Klar, wenn immer mehr Menschen die Einlösung des Versprechens fordern bzw. für diese Einlösung sorgen. Es ist aber ein Mißverständnis, sich dafür an uns zu wenden, sich zu beklagen, daß die 10 LOKAL-Tage nur 10 Tage waren. Wir werden auch in Zukunft nur Versprechen produzieren, die Einlösung – nicht nur für mehr als 10 Tage sondern v.a. für mehr als 250 m^2 – ist woanders zu fordern bzw. zu erkämpfen, dort wo längst schon gar nichts mehr versprochen wird, jedenfalls nichts Besseres. Und am Stand der Produktivkraftentwicklung liegt dies jedenfalls nicht.

Worum geht es euch, wenn ihr Freiräume schaffen wollt? Geht es darum, das kreative Potential von Menschen, die am etablierten Kulturbetrieb zu Zeit nicht teilhaben können, auszuschöpfen, ihnen schlicht Entfaltungsmöglichkeiten zu geben (bürgerlicher Selbstverwirklichungsansatz), oder Themen, politische Ideen/Kritiken, die in diesem Kulturbetrieb keinen Raum haben, zu verbreiten?

Martin Kloepfer:
Ich muß den etablierten Kulturbetrieb mal in Schutz nehmen, es gibt eigentlich keine Sorte von Kritik und keine politische Idee, die dort keinen Platz haben. (Wo können denn sonst Ex-Terroristen ein Praktikum bei der Technik machen?) Und auch bürgerliche Selbstverwirklichung findet dort wirklich ausreichend statt.
Einige Theater versuchen momentan eben deswegen, aus der gedanklichen Isolation einer Theaterlandschaft auszubrechen, in der ich den Dramaturgen vom anderen Ende des Landes besser kenne als die Leute vor der Türe auf der Straße. Das heißt, die gehen in die Stadteile und recherchieren und bringen dann eine Reihe wie zum Beispiel „Bunny Hill“ raus, das war an den Münchener Kammerspielen ein Reihe über das Ghetto am Hasenbergl, mit Darstellern von der Straße. Freiburg wäre momentan ein anderes aktuelles Beispiel, jedenfalls im Ansatz ...

Stefan Schroer:
Und hier in der Region seit zwei Jahren das Schauspiel Essen ...

Martin Kloepfer:
Aber an kleinen Stadttheatern leidet man unter einem ganz anderen Erfüllungsdruck, auch wegen des relativ „vielen Geldes“, das da durch geht, da wollen die Leute eben „richtiges Theater“ sehen und nicht nur soziologische Studien zum Mitmachen. „Links“, wenn du das meinst, sind eigentlich nahezu alle Theatermacher. Weit vorne mit dem Denken sind schon bedeutend weniger. Für mich macht das Verbreiten von Ideen als Konzept für Theater wenig Sinn, schon weil Theater als Agitationsmittel den anderen Medien so extrem unterlegen ist, aber vor allem, weil mich Ideen weniger interessieren als Gedanken, und für die ist Theater ein sehr brauchbares Medium.
TAD ist aufgrund seiner Struktur und seiner Verortung natürlich prädestiniert für Arbeiten, die mit der direkten Realität nebenan umgehen. Hamlet ohne Mietskaserne macht eigentlich keinen Sinn für uns. Man muß die Schwierigkeiten als Möglichkeiten begreifen und mit dem arbeiten, was da ist. Da kommen dann die Leute, über die man erzählen will, schon mal selbst auf die Bühne. Die Schwelle ist nicht hoch, für beide Seiten, scheint mir *Fortsetzung folgt auf Seite: 26*



Das Ganze Ding

Ein Performancekonzept von Philippe Micol

53 Umspielungen von 52 Kernsätzen aus der Philosophie der Freiheit von Rudolf Steiner für Sprecherin und einen oder mehrere improvisierende(n) Musiker

Performance (Text + Musik) zum Thema Freiheit
von Ruth Bamberg und Phillippe Micol - aufgeführt am Sonntag, 20.06.2007 Im TAD-Lokal

'Das Ganze Ding' wurde am Sonntag 10.Juni 2007 im Rahmen des Projektes „10 Tage besser Leben" von TAD - Theater-Arbeit Duisburg von Ruth Bamberg, Sprecherin und Philippe Micol, Klarinette, Bassklarinette, Tenor- und Sopransaxophon, aufgeführt. Diese Performance brachte zwei sehr gegensätzliche Sachen zusammen: die Lesung eines nüchternen, viel Konzentration abverlangenden philosophischen Textes und eine etwas ungewohnte doch sehr spielerische, farbenreiche, sich stets wandelnde und überraschende Musik. Die rund 40 ZuhörerInnen an diesem Abend liessen sich mit grossem Interesse von der Aufführung anregen. Gemeinsam mit den Künstlern entstand im Anschluss eine rege Diskussion über den Freiheitsbegriff, die schliesslich in der Verabredung mündete, einige Tage später erneut zusammen zu kommen im Rahmen eines Seminars von ‚10 Tage besser Leben' um nochmals das Thema Freiheit zu besprechen. Im Folgenden sollen die Gedanken hinter dieser Darbietung, ihre Absicht und Entstehungsgeschichte aus der Sicht des Autors dargestellt werden.

Hintergrund

Seit dem Anfang der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts entwickelt sich in der Musik eine Strömung, die als Gegenbewegung zur damals herrschenden Hochblüte der Durchstrukturierung in der zeitgenössischen Musik und der klanglichen, harmonischen, rhythmischen und formalen Festgelegtheit im Jazz andere Schwerpunkte gesetzt hat. Der ‚Free Jazz', die ‚Freie Musik', die ‚Frei improvisierte Musik' oder ‚Improvised Music', das ‚Instant Composing' sind getragen von einer Neubestimmung dessen, was hinter den Begriffen des musikalischen Klangs, des Rhythmischen und Harmonischen, der Formfindung und der Stellung der musikalischen Akteure steht. Klang, Rhythmus, Harmonik, Form erfahren eine enorme Erweiterung, die Trennung von Interpret und Komponist verschwindet, die Improvisation, der Brennpunkt des Augenblicks, seine Intensität und Energie rücken in die Mitte der Aufmerksamkeit.

Improvisation allgemein, freie Improvisation aber in einem bisher nicht erreichten Maß thematisiert die Präsenz, Rolle und Wirkung von Freiheit im Prozess der Musikerzeugung, diesem stets gesellschaftlich relevanten Bereich der Begegnung des Geistigen, Emotionalen und Sinnlichen. In ihr wirkt die Kraft der Befreiung oder, positiv formuliert, die Kraft der Selbstfindung und Selbstbestimmung.

„Eine Handlung wird als eine freie empfunden, soweit deren Grund aus dem ideellen Teil meines individuellen Wesens hervorgeht, jeder andere Teil einer Handlung, gleichgültig, ob er aus dem Zwange der Natur oder aus der Nötigung einer sittlichen Norm vollzogen wird, wird als unfrei empfunden."
R. Steiner

Improvisierte Musik - Philosophie der Freiheit

‚Gegenüberstellung einer Wirkung mit einer ihrer geistigen Quellen, oder das, was dabei herauskommen kann, würde der musikalische Raum in dem Sinne erforscht, wie er mitunter auch in einer Reihe von Kernsätzen der Philosophie der Freiheit von Rudolf Steiner formuliert ist.' So lautet die Definition dieses Konzeptes.
Damit versuche ich die Situation eines Musikers oder auch eines beliebigen Künstlers einzufangen,



der auf der Höhe seiner Zeit arbeitet, ein Bewusstsein dessen, was er tut, hat und bei der Beschäftigung zum Beispiel mit der philosophischen Tradition auf Werke stösst, deren Anschauungen genau das beschreiben, womit er sich schon eine Weile beschäftigt. So dass er mit ihnen nicht in einem direkten Ursache-Wirkung-Verhältnis steht, sondern eher in einem Bewegungstrom, der beide beinhaltet.

Die „Philosophie der Freiheit“ von R. Steiner, 1894 erstmal publiziert und 1918 ergänzt und neu aufgelegt, ist ein Text, der mir in der Mitte der achziger Jahre ein wichtiger Anstoss gewesen ist, am Anfang meiner eigenen musikalischen Laufbahn.

Im Lauf meiner Lektüre hatte ich damals schon versucht, die Kernsätze dieser Abhandlung herauszusuchen und zu markieren, die das Gerüst des Gedankenganges von Rudolf Steiner ausmachen. Anlässlich einer Einladung, eine Veranstaltung zum Thema der Freiheit in der frei improvisierten Musik zu gestalten, kam ich auf die Idee, diese Kernsätze hörbar zu machen und durch frei improvisierte musikalische Zwischenspiele miteinander zu verbinden.

Die erneute Durchsicht des Werkes liess mich zweiundfünfzig Textstellen auswählen, die innerhalb einer Dauer von etwa neunzig Minuten von dreiundfünfzig musikalischen Interventionen umrahmt werden. Der Text wird von einer Sprecherin vorgetragen, die Musik von einem oder mehreren Improvisatoren erspielt. Die verschiedenen im Instrumentalensemble vorhandenen Instrumentenkombinationen können den Ablauf strukturieren. Die Länge der Textstellen bewegt sich zwischen zwanzig Sekunden und zweieinhalb Minuten, ebenso die Länge der Zwischenspiele. Die Herausforderung liegt für den Musiker darin, sich knapp zu fassen und trotzdem jedesmal intensiv, dicht und zusammenhangsvoll zu improvisieren.

Die Musik hat hier die Rolle des Anschauungsobjektes. Sie soll den Hörern die Gelegenheit geben, über die Textinhalte zu reflektieren, Zusammenhänge und Diskrepanzen zu erkennen, und eine Chance sein zur Erweiterung ihrer musikalischen Vorstellungen.
Die Textstellen entwickeln Schritt für Schritt ein Gedankengebäude, führen Begriffe ein, auf denen fortlaufend weiter aufgebaut wird. Die Musik hingegen interveniert als eine Reihe von Ganzheiten, die für sich stehen und stets neu und einzigartig für die kurze Zeit, in der sie entstehen, existieren: Ergebnisse freien Tuns und gedankliche Reflektion des Themas Freiheit ineinander verschränkt.

LINKS:

www.getreidesilo.net/aspekte.06.html
www.ursache-zukunft.net
zwanzigmal.1-Soloschichten
http://bamberg.kulturserver.de/
KLANGS Musikatelier Philippe Micol
NurNichtNur Experimental Sound Productions
Ph. Micol bei NurNichtNur Experimental Sound Productions

Philippe Micol, Klarinettist und Saxophonist geboren 1955, lebt seit einigen Jahren in Duisburg. Über eine klassische Ausbildung, die Beschäftigung mit Neuer und Experimenteller Musik sowie mit neuen Tendenzen im Jazz kam er zur Improvisierten Musik. 1982 Initiator der Werkstatt für Improvisierte Musik Bern. Klarinettist, Saxophonist, Interpret experimenteller Musik , Komponist, Improvisator. Zusammenarbeit mit Performance-Künstlerinnen, internationale Konzerttätigkeit, Rundfunkproduktionen, Kollaboration in interdisziplinären Zusammenhängen. Auch in vielen Projekten anderer Musiker und Künstler beteiligt. Aufenthalte in Berlin 1984 und 1993 in NYC. Mit Ruth Bamberg arbeitet er seit 1995 an Klang/Video-Projekten. Gemeinsame Buchveröffentlichung im Autorenverlag Matern. Elektronische Musik. Verschiedene Tonträger bei Unit Records Switzerland und NurNichtNur, Kleve, und im Eigenverlag.

Ruth Bamberg, Medienkünstlerin, lebt und arbeitet seit mehr als 10 Jahren gemeinsam mit Philippe Micol in Duisburg. Ihre Schwerpunkte sind das elektronische Bild und die Auseinandersetzung mit neuer und improvisierter Musik, die sie in Videoinstallationen, Buchpublikationen und auch teilweise als Sprecherin anlässlich zahlreicher Projekte mit Musikern und Komponisten wie Philippe Micol, Urs-Peter Schneider, Hans-Jörg Rüdiger, Tom Liwa, Eva Kurowski, Michael Gross u.a. zum Ausdruck brachte.



Besser leben am Wochenende

von alexandra Böhlke

Wohnen und Arbeiten

– Performance (nach Themen von Jean-Luc Godards Film „La Chinoise")
von „2. liga für kunst und kultur" (Graz) + TAD - 09.06.2007

Es ist Freitagabend, der 08.06.2007. Jemand erinnert mich „Heute fängt doch das Theaterprojekt in dem früheren Computerladen an" – ach ja, TAD ganz lokal in einem Duisburger Ladenlokal. Gespannt mache ich mich auf den Weg und finde dort angekommen eine sehr relaxte Atmosphäre vor. Man trinkt etwas und Gespräche finden statt. Ein paar Jungs stehen im Hinterhof und werden mit einem Wasserschlauch abgekühlt. Sie waren in der Sauna, die fester Bestandteil des besseren Lebens ist und die tatsächlich funktioniert, was man ihr auf Grund ihrer minimalistischen Erscheinung gar nicht zutrauen mag. Auf ein Zeichen hin nehmen alle Anwesenden auf den zu Zuschauerreihen angeordneten Stühlen Platz, um das Stück „Das Weiße wird uns immer fremder – Meet John Doe" zu verfolgen. Ich sehe es zum zweiten Mal und rechne damit, nach einigen Augenblicken zu gehen. Aber das Stück packt mich von Anfang bis Ende. Die Schauspieler bewegen sich mit großer Natürlichkeit in ihrem Lebensraum auf Zeit. Gleich zu Beginn nehmen sie in ihrem Spiel Kontakt zu den Zuschauern auf, meist nur durch beiläufige Blicke, die nichts Anbiederndes haben und gerade darum von großer Wirkung sind. Die Darsteller erscheinen sehr authentisch, so dass gespielte Langeweile sich nicht als empfundene Langeweile bei uns Zuschauern auswirkt, sondern die ironische Überhöhung lachend gewürdigt wird. Gegen Ende überzeugt die Ernsthaftigkeit der Dialoge. Im Anschluss verteilen sich die Leute im Raum, suchen Plätze, an denen sie sich wohlfühlen, tauschen sich aus, genießen das Gefühl, Teil eines Lebens zu sein, das einfach und doch von einem guten, tiefgründigen Geist durchströmt ist. Nach einer Weile tanzen ein paar Menschen wild und ausgelassen zu alten oder schnellen oder russisch-folkloristischen Songs.

Am nächsten Tag wird Tischtennis gespielt, Zeitung gelesen, Kaffee getrunken, was weit von einem ziellosen Rumlungern entfernt ist, denn zwischendurch finden konstruktive Gespräche statt, werden Vorbereitungen für die abendliche Performance getroffen oder auch Ideen bezüglich des Verlaufs der weiteren neun Tage ausgetauscht. Hierbei herrscht hochgradige Konzentration unter den TAD-Leuten, die von Sachlichkeit und Entschiedenheit geprägt ist und die Leichtigkeit und Unbekümmertheit, mit der sie sonst dem Tag begegnen, Momente lang aussetzt.



Am Abend irgendwann zwischen 20 und 21 Uhr die Performance eines Paares aus Graz, Thema: **Wohnen und arbeiten**. Es wird aus dem eigenen Leben in Graz erzählt, während im TAD-Lokal das hiesige Leben fortgesetzt wird: man spielt Tischtennis, geht in die Sauna. Es wird mit Pappen hantiert, beschriftet mit Ausdrücken aus der Wirklichkeit, die einem aber gerade gar nicht so präsent erscheinen, da scheinbar willkürlich und zusammenhangslos. Und in Anlehnung an „La Chinoise" erfolgt ein Dialog innerhalb einer Dreiecksbeziehung, die gerade dabei ist zu zerbrechen. Dieser ist sehr wortgewaltig und transportiert Inhalte von großer Bedeutung, die das Gehirn in der kürze der Zeit, die ihm durch schnell aufeinanderfolgende Sequenzen verbleibt, nicht recht zu verarbeiten weiß. Was fortbesteht als die Performance vorbei ist, ist der Eindruck etwas Großes erlebt zu haben, das man gerne in einem Begleitheft noch einmal in Ruhe nachvollziehen möchte.



Zooey

Abgerundet wird der Abend durch ein Konzert von Zooey aus Düsseldorf. Ein Mann und zwei Frauen, die durch die Klarheit ihrer Stimmen überzeugen. Sie hauchen den Texten ihrer Balladen Seele ein, die etwas von der Weite der Welt mit sich führt. Für mich stehen ihre Lieder für Licht und Geheimnis, das auch bei einem besseren Leben nicht fehlen darf.

Alles in allem eine wertvolle Zeit, da Dargebotenes gefesselt hat und Denkanstöße gab. Kulturelles in solch konzentrierter Form war dennoch nicht übersättigend, da es sich organisch in ein Ganzes einfügte, das aus dem authentisch transportierten Lebensgefühl bestand, dass jeder willkommen ist, etwas zu sagen hat, etwas beiträgt und Teilhabender ist, denn niemand hatte die Rolle eines anonymen Konsumenten inne. Hier im TAD-Lokal wirkte künstlerische Arbeit nicht aufgesetzt und dem persönlichen Erleben fern, sondern lebensecht.

Mustafa Buzuki Zekirov (Elektro-Balkan-Improvisation)



„Die menschliche Tragödie erfahrbar machen“

Theaterhistorische Einordnungsversuche und Abgrenzungen, über Theater als Forschung, als Selbstüberforderung und die (Un)Möglichkeit des AgitProp

Interview mit TAD – Teil 3

Seht ihr euch irgendeiner Theaterkonzeption/-tradition verpflichtet, verwandt?

Martin Kloepfer:
Ich nicht.

Stella Cristofolini:
Ich auch nicht.

Stefan Schroer:
Ich verspüre derzeit auch kein großes Bedürfnis, uns in der alleine in unserem sogenannten Kulturkreis gewaltigen Theatertradition eindeutig zu verorten. Eine historische Verortung wäre auch notwendig undynamisch und damit eigentlich un-historisch.
Jedes Theater – wie jede Kunst, wie übrigens auch jede andere Praxis und auch jede Theorie – ist eine/s seiner Zeit und seiner/ihrer Gesellschaft. Verwandt kann ich mich nur mit Prozessen fühlen, mit den in der Geschichte des Theaters nicht wenigen bedeutenden Entwicklungen, die im engen Kontakt und in Auseinandersetzung mit veränderten gesellschaftlichen Konstellationen eine neue Sprache gesucht haben. Am Beginn der Moderne nannte man diese Bewegungen einfach Avantgarde – unabhängig der von ihnen jeweils propagierten Positionen oder realisierten Formen, was den Primat des Prozesses und der gegenüber Vorgefundenem kritischen Arbeit über die letztlich gefundene Form markierte. Aber auch dieser Begriff ist vernutzt, unter ihm wird heute bestenfalls noch formale Innovation bzw. Absetzung als Selbstzweck verstanden.



Versteht man aber weiterhin – etwa im Sinne der Analysen von Peter Bürger, nach welcher der heute nur mehr wohlfeil verlachte Sozialistische Realismus ein konsequentes Resultat der Avantgarden seiner Zeit war – „Avantgarde“ als den bewußt gewordenen und künstlerisch bewußt gehaltenen Widerspruch zwischen gesellschaftlich und künstlerisch Realem wie Möglichem, als Definition einer Kunst, die darunter leidet, das ihr Mögliche nicht wirklich werden zu lassen, die sich darob ständig in Frage stellt und deshalb, nicht aus Gründen der Eitelkeit oder der Marktstrategie, die von ihr gefundenen Formen immer wieder zerstört, sich eigentlich immer neu überfordert, statt sich auch mal bei Gefundenem, Erarbeitetem auszuruhen und dessen Erträge einzufahren – dann würde ich unsere Arbeit als solcher Tradition bzw. hier auch Konzeption verpflichtet sehen. Verpflichtet nicht im Sinne einer zu begleichenden Schuld, sondern als Aufforderung zu eigener aktiver Konsequenz. Etwa in dem Sinne, um doch ein Beispiel aus der Gegenwart zu nennen, wie Christoph Schlingensief seit mehreren Jahren – in sehr expliziter Weise war dies 2002 im Rahmen seines Beitrags zu „Theater der Welt“ in Duisburg zu erleben, von dem sich zuletzt auch der Festivalintendant Matthias Lilienthal nur mehr öffentlich distanzieren wollte oder mußte – in seiner gegenüber der künstlerisch nicht zu bändigenden Realität prinzipiell offenen (Theater-)Arbeit sich immer wieder neu überfordert, immer wieder neu und bewußt an dieser Grenze zwischen Kunst und Leben scheitert.

Martin Kloepfer:
Man erzählt sich, daß zum Beispiel Schlingensief es gar nicht aushalten kann, wenn etwas „funktioniert“, d.h. wenn der Effekt auf das Publikum berechenbar ist, da hat der eine physische Abneigung und muß gleich noch was ändern. So extrem lebe ich (leider oder zum Glück) nicht. Aber ein Prinzip ist gleich: Ich beurteile die Sachen in der Probe nur danach wie sie auf mich wirken und ob ich das gerne sehen möchte. Und dann ist es natürlich so: Es gibt Theaterkonzeptionen, die ich sehr bewundere, und es gibt Traditionen von denen ich profitieren kann. Und die wirken dann.
Ich könnte hier meine Helden des Theaters aufzählen, aber das hat nur bedingt Sinn, weil ich andererseits versuche, nicht Vorbildern nachzueifern.



Gernot Schroer:

Die Frage richtet sich an die einzelnen realisierten Projekte. In der Auseinandersetzung mit den Inszenierungen kann sich eine solche Konturierung für TAD ergeben. Zu diesem Zeitpunkt ist es noch zu früh, diese und darüber hinaus TAD explizit in den Kontext einer bestimmten Tradition zu stellen. Es wird erst noch herauszuarbeiten sein, welche Momente historischer und gegenwärtiger Theaterpraxis aufrufbar sind. Das gehört zur dramaturgischen Aufgabe von TAD, die als solche bereits bei der Gründung benannt wurde. Der traditionelle Zusammenhang birgt kritisches und kommunikatives Potenzial und kann uns nicht allein der Profilbildung dienen, auch wenn das ein unvermeidbarer Effekt konkreter Benennungen ist. Es wird sicherlich nie darum gehen, sich einer bestimmten Linie treu zu verschreiben. Das wäre tödlich und erwartet schließlich auch niemand von uns, am wenigsten wir selber. Dennoch gibt es kein Jenseits des bereits Verstrichenen, und das ist erfindungsreich zu nutzen, denn die graduelle Verortung bildet einen nicht zu unterschätzenden Anteil an der Rezeption und produktiven Auseinandersetzung mit unseren Projekten, sie ist Teil der Kritik. Doch das lässt sich nicht einfach allein einer dramaturgischen Instanz überantworten und unterliegt nicht der absoluten Kontrolle der Theatermacher. Z.Zt. gibt es so viele Theaterkonzeptionen und –traditionen, wie beteiligte Theatermacher, Projekte und das Publikum innerhalb des organisatorischen Rahmens, der sich TAD nennt, verflüssigen können. Mich würde wirklich interessieren, welche Tradition diejenigen, die schon etwas gesehen haben, an eine Inszenierung von TAD herantragen.

Gegenfrage: Welche Formen der Inszenierung sind für euch interessant, welches Theater braucht diese Stadt/dieses Land, wie steht ihr zu Straßen-/Aktionstheater, zu AgitProp?

Stella Cristofolini:

Grundsätzlich ist Theater für mich der Ort, wo alles verhandelt werden kann, und zwar mit unterschiedlichsten Mitteln. Ein Ort/Raum/eine Zeitspanne an/in dem/in der sich Situationen/Leben bündeln lassen, sezieren lassen, mit dem Brennglas betrachtet werden können – das schärft die Sinne. Und wie gesagt, die Mittel stehen frei. Unter Mitteln verstehe ich alles, was Theater ausmacht: Sprache, Bewegung, Raum, Rhythmus, Licht, Schatten, Geräusche, Musik, Objekte. Ich hab da auch wenige Berührungsängste, Elemente/Stile zu mischen, Theater-Mittel gleichwertig zu behandeln. Ganz wichtig ist mir aber: es geht um Inhalte, Mittel sind Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck. Effekthascherisches Bildertheater mag wunderschön sein, poetisch und phantastisch und künstlerisch innovativ, wenn´s inhaltlich zu brav, zu privat ist, wird´s für mich uninteressant. Hier lauern doch überall Geschichten, die erzählt sein wollen! Die menschliche Tragödie künstlerisch erfahrbar zu machen, sich daran abzuarbeiten, das ist schon ein Riesenluxus. Und den sollten sich viel mehr Menschen gönnen.



Stefan Schroer:
Vielleicht doch noch eine Einschränkung bzw. Abgrenzung: Auf der gegenüberliegenden Seite der von Stella beschriebenen formalen Selbstzweckhaftigkeit liegt das von Dir benannte AgitProp-Theater. Natürlich verlangen die herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse oft geradezu nach einer radikalen, eindeutigen, parteilichen Haltung und manchmal auch schlicht nach Aufklärung. Aber, wie Martin zuvor schon sagte, das Medium Theater ist nicht das geeignetste hierfür. AgitProp setzt ein eindeutiges Wissen voraus, ein Besser-Wissen. Natürlich bilde auch ich mir, bilden auch wir uns ein, manches besser zu wissen als viele andere, und es geht nicht darum, das zu leugnen. Aber Theater, jedenfalls in unserer aktuellen Zeit, begibt sich seiner größten Möglichkeit, wenn es nur als Transportmittel für schon Gewußtes gebraucht wird, wenn es nicht forschend noch unbeantworteten Fragen nachgeht, wenn es nicht versucht, bereits Erkanntes mit noch Unbekanntem in Verbindung zu setzen, Widersprüche zu ergründen und hieraus neue, kritische Fragen zu generieren.
Es mag eine geschichtliche Zeit geben, vielleicht schon mal gegeben haben, wo solches forschendes Theater kontraproduktiv, im allgemeinen gesellschaftlichen Sinne nicht progressiv wäre, wo klare Aussagen des Gewußten und klare Handlungsvorschläge, eher dann noch Taten, gefordert sind. Unsere Zeit ist dies, man mag sagen: leider, nicht; und ob dies eine Zeit des Theaters wäre, ist höchst fraglich.

Martin Kloepfer:
Man könnte auch sagen, daß Theater eine Form ist, die vor der Aufklärung existiert hat und im Unaufklärbaren zu Hause ist. Daher ist sie mit Bildungs- und mit Aussagetransport überfordert und unterfordert zugleich.

Gernot Schroer:
Für Agitprop sind wir nicht ideologisch genug.

Stefan Schroer:
Ich wär`s schon ...

Gernot Schroer:
Aber was ist vom Agitprop-Theater der 1920er/30er Jahre und vielleicht auch dem der 1960er übrig? Läßt sich hier und heute noch etwas damit machen? Und warum nicht mal eines von Brechts Lehrstücken mit Jugendlichen aus Duisburg umsetzen? Da hätte ich persönlich mehr Interesse dran.



Stella Cristofolini:
Ja, fänd ich auch interessant: aber so ganz superformal, textlastig – vielleicht im Dunkeln, als Hörstück. Aber natürlich im fetten Duisburger-Jugendliche-Slang.

Fortsetzung folgt auf Seite: 34

10 Tage Mehrwert

ein Kunststück von TAD, Theater Arbeit Duisburg. *von ruth bamberg*

Dass eine Sache wirklich Leben bekommt, geschieht immer nur durch den Mehrwert. Dadurch, dass sich Jemand ein bisschen mehr einsetzt für die Sache, als nur etwas abzuarbeiten. (Vera koppehel)

eingrenzen

es ist wahrscheinlich nicht kühn behauptet zu sagen, dass unser freiheitlich demokratischer lebensstil umrahmt wird von einer ständig anwachsenden umzäunung aus informationen, verordnungen, zahlen und anderen sachlichkeiten. nötig ist es, daran zu erinnern, den mehrwert, das ist die arbeit, die geleistet wird, dabei nicht aus den augen zu verlieren. wenn künstler arbeit tun, also einer sache, einem gedanken, einer idee wert geben, müssen sie dafür ein einkommen von anderen bekommen, damit sie in die lage versetzt sind, sich versorgen zu können. denn so funktioniert ja unser marktsystem.

aber, dies geschieht selten. weil ein künstlerisch geschaffener wert in unserer gesellschaft als wertfrei, als reine sache angesehen wird. kulturverwalter betrachten die breitenwirksamkeit der sache, kulturverwerter die messbarkeit, investoren die nützlichlichkeit, die presse den informationswert, das publikum die kurzweiligkeit, aber wert und mehrwert wird nicht betrachtet. hier liegt eine verwechslung vor. das theaterstück, ein bild, ein song an sich ist gar nichts: eine sache, die ausgestellt, aufgeführt, besprochen und abgespielt werden kann. dieses tun gibt der sache wert und schafft mehrwert. davon lebt eine ganze kulturindustrie, deren arbeit erst den mehrwert schafft. die produzenten, die die schaffung eines mehrwertes mit ihren produkten erst ermöglichen, gehen leer aus. eine herausragende kulturleistung ist es gewiss, unserern verstand zu einem instrument scharfer berechnungen und sauberer trennungen entwickelt zu haben. nachdem wir nun also sicher vermögen, alles und jedes kurz und klein zu denken bis nichts mehr übrig ist, sei die frage gestattet: und jetzt?



© Annette Jonak 2005 aus: „Der Stand der Dinge. Bruckhausen"

der trick des intelligenten zeitgenossen im überlebenskampf scheint zu sein, seine haut dadurch zu retten, die möglichkeit zu irren konsequent auszuschliessen. so kann man beispielsweise einen alles verschlingenden relativismus in öffentlichen oder quasi öffentlichen diskussionen beobachten, der uns permanent vor eine gähnende leere katapultiert, die jedes weitere hin oder her ad absurdum führt. wir aber, krone der schöpfung, haben die leere kühn ergriffen, sie dingfest gemacht. indem wir sie mit einem immer komplexeren regularium eingrenzen und sie, die leere, ihrer schrecken so entledigt, zur überschaubaren sache gemacht haben.

interessanterweise ist diese bewegung aber, nämlich der leere zu begegnen, indem man sie hervorbringt, zwar sachlich gesehen eine saubere angelegenheit, aber leider geht sie ziemlich diametral an der problemstellung vorbei: irgendeine nützliche handhabe zu entwickeln in einem system, das nicht kontrollierbar ist. ein beispiel: es gibt einen status quo, an dem sich die argumentationen rund um den komplex arbeit-gesellschaft-wirtschaft drehen, sehr vereinfacht dargestellt von mir - die vollbeschäftigung. im zentrum der sich umherdrehenden argumentation ist aber nichts. denn die vollbeschäftigung hat sich verdünnisiert. um dieser leere im zentrum habhaft zu werden, könnte man 1. aufhören, sich um sie herum zu bewegen, als wäre da etwas und 2. einräumen, dass es ein irrtum ist, das abhandengekommensein der vollbeschäftigung an sich in die zukunft zu verlegen, sondern beginnen, das verschwundene in die gegenwart zu legen. das bedeutete, alle umzäunungen und regularien, die der vollbeschäftigung dienten, außen vor zu lassen und dem nichts, dem neuen, dem noch unbegriffenen ins auge blicken – also, wie einst jim knopf und lukas ins auge des sturms vordringen.

umherirren

jetzt sind kunststücke angesagt! nämlich solche, die der leere stirn bieten, auf ganz andere weise als die erprobte, nämlich mit dem einzigen hilfsmittel, das der mensch sicher besitzt: menschlickeit. das ist in erster line: zu irren. umherirrender zu sein.

“10 tage besser leben“ von den TAD´lern und ihren gästen war ein solches kunststück. vorsätzliches umherirren mit der gewissheit im rücken, per se keine schlechten kerle zu sein und solchen auch nicht zu begegnen, gute voraussetztungen dafür, eher etwas gutes als schlechtes hervorzubringen. gut ist hier natürlich einzig als moralischer imperativ aufzufassen und keineswegs als eine jener üblichen auszeichnungen, ermittelt durch anlegen einer normative messlatte aus dem herrschenden kunst- und kulturbetrieb.

umherirren macht, sich klarsein darüber, was tatsächlich geschieht, existenziell. ein guter ausgangspunkt für unternehmungen aller art. das ist so, wie sich einer unbekannten landschaft stellen und dabei auf die landkarte zu verzichten. hier gilt es schöpferisch zu sein. der rahmen ist nicht vertraut, das, was sich ereignet, ist nicht wirklich vorhersehbar. im grunde ein perspektivwechsel. das, worauf unser blick gerichtet ist, verändert sich. aber weder ich habe mich, noch hat die landschaft sich verändert. ich schaue nur aus einer anderen perspektive und damit neu auf etwas. das zeitigt neue einsichten und erkenntnisse, die brauchen wir. schläuche und wein sind neu, obschon an sich bekannt.

anschauen

„10 tage besser leben“ schaut auf eine reihe von bereits produzierten und aufgeführten stücken, welche nicht einfach wieder aufgeführt, sondern in einen neuen kontext eingearbeitet wurden: TAD-lokal. man schaut neu:
- auf ein verwaistes ladenlokal in bester innenstadtlage, das reanimiert wurde;
- auf zahlreiche gastkünstler, die durch ihre auftritte, dienstleistungen und handreichungen zum einen den TAD-radius und ihren eigenen nicht nur erweitert, sondern gegenseitig durchdrungen haben;
- auf die besucher, auch künstler wie jeder mensch, wissen wir ja längstens seit beuys, die ihr umfeld selbstständig zu gestalten in der lage waren. sie hatten keine eintrittsgelder zu entrichten. sie bezahlten, was sie konsumierten, dabei oblag es ihrer selbsteinschätzung, wieviel geld sie investierten.
- hier konnte pluralismus ein übfeld überschauen, auf dem die beteiligten sich auf gleicher augenhöhe trafen.

es gelang, festgefahrene vorstellungen zu überwinden, etwa, dass theater stuhlreihen braucht, ein zeitplan zwingend ist und dass geld den wert einer sache bestimmt. exemplarisch wurde ein weg aufgezeigt, der beachtenswert ist im angesicht unserer lebensstile, die daran kranken, dass ihre prämissen obsolet geworden sind. wir können nicht die welt, nicht europa, nicht das ruhrgebiet, nicht einmal duisburg verändern, aber wir können unsere perspektive verändern. das ist etwas.

tradition

und natürlich ist das auch alles nicht neu. heute, 40 jahre nachdem die apo mit ihrer „experimentierlust" gescheitert ist und ganz deutlich der pendelschlag zurück ins andere extrem wahrnehmbar ist: neue rechte, neokonservatismus und markfundamentalismus, hat uns die flower-power-bewegung aus der selben zeit new age, egozentrismus und andere geistige umnebelung hinterlassen. da darf es nicht nur gestattet sein, die spur der avantgarde neu aufzunehmen, sondern es tut sogar not, kreativ zu werden, und zwar, um auf den boden zurück zu kommen. überkommene vorstellungen, die von werbung und anderen mainstream-techniken permanent wiederholt werden und unseren verstand möblieren, aufgeben, welt und leben neu erfinden, selbst erfinden. sich selbst neu erfinden. dann sehen wir weiter und voraussichtlich wieder besser. das ist die arbeit der künstler, fragen zu stellen, modelle zu entwerfen, uns auf andere gedanken zu bringen als die der unterhaltungs-, bzw. komsumbranche.

selbsterfindung

TAD-lokal war ein raum, der gefüllt werden konnte womit auch immer - und er wurde gefüllt! von menschen, gesprächen, lachen, tanzen, nachdenklich sein, von kommen und gehen und wiederkommen, von begegnungen, neuen verabredungen und vor allem vom mehrwert frei für alle.

"10 tage besser leben" war ein künststück, das exemplarisch aufzeigen konnte, wie eine gesellschaft von kreativen menschen es vermag, ein umfeld gemeinsam zu gestalten und ihm dadurch mehr wert zugeben. wie eine pluralistische, demokratische und freiheitliche gesellschaft es vermöchte, dass jeder das tun kann, was er oder sie bevorzugt und gleichzeitig für den anderen sorgen kann. vor dem hintergrund den sachzwängen nicht ausgeliefert zu sein sondern mit offenheit, nützlicher selbsteinschätzung und mit zutraun einander zu begegnen. die anzahl der wahlmöglichkeiten immer höher zu schätzen als eine sache an sich. denn die sache allein ist gar nichts.

öffentlichkeit

„tag x: die presse war immer noch nicht da", prangte jeden tag neu auf einem handgeschriebenem blatt am eingang zu „10 tage besser leben". beinahe jeden tag hab ich mich gefragt, was das nun soll und mich immer wieder im gespräch darüber mit den TAD-akteuren gefunden. „weil das wichtig ist, was wir hier in duisburg machen", wurde gesagt. das stimmt zweifellos, aber was hat das mit presse zu tun? worüber sollte die presse denn schreiben? sie kennen und trauen doch nur sachen wie: am so und so vielten, da und da, mit diesem oder jener, um eine zeit herum. ob sport, politik, kultur oder lokales klingt immer alles irgendwie gleich, wie eine sache eben. wenn wenigstens mal ein öffentlicher schreiber schriebe: das ist das allerletzte, das gehört verboten, dafür darf man keine öffentlichen gelder ausgeben. diesem könnte man wenigstens begegnen und ihm klar machen: kultur ist keine sache, und wer könnte sie verbieten, kulturförderung sind mittel, die alle bereitstellen, um kultur ihrerseits „benutzen" zu können. „das allerletzte" in der tat ist wahr, denn die avantgarde gehört zu den letzten kunststücken der verwesenden moderne, von denen die kunstverwerter glauben, an ihr noch mal vorbeigekommen zu sein. ein irrtum: sowohl an ihr vorbeigekommen zu sein, als auch dass sie obsolet wäre.



„Wer macht hier was für wen und mit wem wo?"

Ästhetische, politische, ideologische Positionierungen, über Duisburg, seine Stadtgeschichten und seine Kulturverwaltung, über Zukunftspläne und die Gefahr des Erfolgs

Mit „Marmor" von Joseph Brodsky habt ihr während der 10 Tage ein Stück eines berühmten Autors auf die Bühne gebracht. Aber mit „Das Weiße wird uns immer fremder – Meet John Doe", „Pop Shop" und „Der Stand der Dinge. Bruckhausen" eher Stücke mit direktem Stadt-/Stadtteilbezug und Jugendproblemen gebracht. Welches Konzept steht dahinter?

Stefan Schroer:
Nach dem Besuch einer Hauptprobe meiner ersten Dramaturgie-Arbeit am Düsseldorfer FFT fragte der damalige Intendant dieses Theaters den Regisseur der Inszenierung, Ingo Toben, und mich, ob wir etwa das Theater neu erfinden wollen. Die Frage war im pejorativen Sinne rhetorisch gemeint, unsere Antwort: „Ja, natürlich" führte daher nur zu Irritation. Aber genau darum geht es: eine neue Theatersprache zu finden. Nicht um sich von den ästhetischen Formen der KollegInnen zu unterscheiden, als Selbstzweck, aus Eitelkeit oder aus dem kulturbetrieb-immanenten Zwang der Distinktion im immer umkämpfteren Marktsektor öffentlich geförderte Kultur, sondern aufgrund einer unbeantworteten inhaltlichen Frage und aus einer eigenen Not heraus, sich dieser stellen, sie verfolgen, sie vielleicht nicht beantworten aber in eine ihr entsprechende, sprechende Gestalt bringen zu wollen. Primär ist also nicht die Frage nach der Form und sind nicht einmal für die konkrete Praxis so entscheidende Parameter wie Arbeit mit Profis oder Laien, mit Fremd- oder im Dialog mit einer konkreten sozialen Realität entwickelten eigenen Texten. Entscheidend ist jedesmal neu die inhaltliche Fragestellung, aus der heraus eine ihr adäquate ästhetische Form zu entwickeln ist. Wobei der ökonomische Aspekt nicht zu verleugnen ist: Hinter dem derzeit allgegenwärtigen Hype der Arbeit mit Laien steht sicherlich nicht zuletzt ein wirtschaftlicher Zwang. Eine Arbeit mit professionellen Schauspielern kostet nun einmal im Schnitt 10.000 Euro mehr als eine Arbeit mit Laien. Unser Impuls zur Arbeit mit Jugendlichen aus Bruckhausen, mit Flüchtlingen, Gefängnisinsassen etc. speist sich nicht aus diesem Zwang, aber mit einem anderen Etat würde unser Repertoire sicherlich noch mehr Inszenierungen mit professionellen SchauspielerInnen beinhalten.

Wie wichtig ist ein Theater mit Stadtgeschichten?

Gernot Schroer:
Sehr wichtig, weil ein solches Theater vergessene Stadtgeschichte wahrnehmbar macht. Es macht das Gewordensein städtischer Strukturen sinnlich erfahrbar und schafft Aufmerksamkeit für die Historizität gegenwärtiger Verhältnisse. Das war damals in Bruckhausen eindrücklich in der Aufführung des Projekts „Der Stand der Dinge. Bruckhausen" zu sehen, z.B. mit der präsentierten Vorstellung des ehemals größten Theaters Duisburgs auf den Flachdächern der heute dort stehenden Autogaragen, angestrahlt von den Moped- und Motorradscheinwerfern des Mopedclubs. Das war ein unglaublicher Konnex von Motorenlärm, Benzingestank und Operette.



Stefan Schroer:
Und es war ein Konnex aus Vergangenem und Gegenwärtigem. Die Moped gang hat ja ihre Bastelgarage tatsächlich gegenüber der bespielten Garagenzeile, die an dem Platz steht, wo früher die Theater-Rampe war. Und in den Lärm der Motoren hinein, der für die Biker selbst auch die gegenwärtige Gewalttätigkeit symbolisierte, wurde vom Ende des Theaters durch einen alliierten Bombenangriff erzählt und von der ungefähr zeitgleichen Ermordung des Librettisten der gehörten Operette in Auschwitz.

Stella Cristofolini:
Ein solches „Stadtgeschichten-Theater" – und auch das haben wir in „Der Stand der Dinge. Bruckhausen" ja getan – kann vor allem die Stimmen derer versammeln, die sonst wenig Raum haben, ihre (Alltags-)Geschichten zu erzählen. Das meine ich jetzt gar nicht sozialpädagogisch, sondern: es ist gut, wenn Leute diese Geschichten und Kommentare sammeln und anderen zugänglich machen, die – aus welchen Grünen auch immer – nicht den direkten Weg wählen und selbst hingehen und zuhören.

Martin Kloepfer:
Es gibt diese Frage auch als Frage nach dem „Stadttheater", also ob man eigentlich, wie in einer McDonalds-Filliale, in Göttingen und in Duisburg das gleiche Theater machen kann. Da fällt mir aber auch das fahrende Volk von früher ein, das mit seinen Stücken durch die Länder zog und etwas Fremdes zu den Leuten brachte. Die Stücke haben sich aber nicht dem Ort angepaßt. Gehe ich ins Theater um mich gespiegelt zu sehen, oder um mich in etwas Fremdem wiederzuerkennen, einem griechischen König zum Beispiel, der auch nur ein Familienvater ist? Auf der anderen Seite muß eine Stadt ja auch die Geschichten liefern. Wie ergiebig ist diese Stadt, wieviel gibt es über sie zu erzählen? Wir wollen Duisburg daraufhin untersuchen.

Stella Cristofolini:
Duisburg ist für mich einzigartig und gleichzeitig beispielhaft für viele Orte. Hier hat sich in den letzten 100 Jahren ständig sehr viel verändert, und trotzdem – oder deswegen – ist Stagnation spürbar – oder Resignation? High-Tech-Hafen und Supershoppingmall mit Casino, diese halböffentlichen Orte, sie finden sich neben Hinterhöfen, die aussehen wie aus den letzten Kriegstagen. Da fragt man sich schon: Wer macht hier was für wen und mit wem wo?

Welche Erfahrungen habt ihr mit Kulturförderung in Duisburg/NRW gemacht?
Wie erlebt ihr die Duisburger Kulturbürokratie?

Stefan Schroer:
Ambivalent. Einerseits gibt es in Duisburg immerhin eine halbwegs durchsichtige Struktur, einen Ansprechpartner für die Belange der freien Szene und einen für freie Projekte zu vergebenen Förderetat. Als ich mit der Absicht, ein Theater mit Jugendlichen in Duisburg-Nord zu gründen, mich an das Kulturamt gewandt habe, erhielt ich die notwendigen Hinweise, Kontaktvermittlungen und zuletzt auch die zur Ergänzung der erhaltenen Landesmittel nötige Co-Förderung. Auch in den Jahren, die wir in Bruckhausen gearbeitet haben, waren die Erfahrungen insgesamt positiv, wenn es da auch manchmal Bestrebungen des Kulturbeirats gab, unsere Förderanträge aus seiner Zuständigkeit zu schieben, weil wir angeblich nur stadtteilbezogen arbeiteten. Darüber haben wir uns zwar geärgert, konnten aber angesichts der sehr geringen Summe, die dem Kulturbeirat jährlich zur Verteilung gegeben ist, auch Verständnis für diese Versuche, uns an andere Fördertöpfe zu delegieren, aufbringen und hatten zudem in der EG-DU (Entwicklungsgesellschaft Duisburg) einen absolut professionellen Partner vor Ort.



Seit der Gründung von TAD ist die Situation viel komplexer. Wir bemühen uns einerseits auf verschiedenen Ebenen um Akzeptanz unserer Idee zur Etablierung, eigentlich immer noch Gründung eines professionellen, freien Theaters in Duisburg. Andererseits suchen wir für unsere konkreten Projekte finanzielle Unterstützung aus dem vom Kulturbeirat zu vergebenden Etat. Und hier geht grad einiges durcheinander.
Wollen wir über Ideen reden, ist dies nur schwer möglich, da unterschwellig eine Konkurrenz um Ressourcen befürchtet wird. Stellen wir Förderanträge für konkrete Projekte – weiterhin sehr bescheidene, wir kennen den zur Verfügung stehenden Gesamtetat –, heißt es schon jetzt, wo wir gerade mal begonnen haben, es sei mal langsam genug der TAD-Förderung, wir könnten doch nicht zu jeder Sitzung einen Antrag einreichen, andere seien auch noch da. Würden wir unsere Anträge einmal als Schlappig, einmal als Kloepfer, einmal als Zhukov, einmal als Cristofolini etc. stellen, gäbe es dieses Problem nicht, dieses Splitting wurde uns sogar als „Lösung" vorgeschlagen. Auch wird nicht gewürdigt, daß wir jeweils 90% unserer Produktionsetats aus Landes-, Bundes-, EU- und Stiftungsmitteln akquirieren, die wir aber nicht mehr erhalten werden, wenn es gar keinen kommunalen Beitrag gibt. D.h., aktuell erleben wir die Duisburger Kulturbürokratie als Professionalisierung verhindernde, nicht sie fördernde. Dahinter steht garantiert keine böse Absicht, aber offensichtlich ist hier irgendetwas irgendwie falsch strukturiert.

Stella Cristofolini:
Grundsätzlich finde ich katastrophal, daß nur noch gefördert wird, was erwartungsgemäß volle Kassen und zufriedene Konsumenten bringt oder wo Bildung / soziale Feuerwehr oder Vergleichbares draufsteht. Mit dem Lieblingssatz eines Schauspielers des Jungen Theater Bruckhausen: „Für diese Zukunft sehe ich schwarz."

Stefan Schroer:
Ein Ziel von „10 Tage besser leben – TAD LOKAL" war auch, den Dialog mit der Duisburger Kulturverwaltung auf eine andere Ebene zu bringen. Damit sind wir erst einmal gescheitert. Das Projekt folgte auch einer ganz konkreten Forderung des Kulturbeirates, unsere Arbeit mehr und deutlicher sichtbar in Duisburg zu präsentieren. Das haben wir getan, mit großartigem Erfolg bei einem Publikum, von dem wir vorher nicht sicher wissen konnten, ob es überhaupt existiert. Vor dem Hintergrund dieses Erlebnisses ist die drei Tage nach Ende des Projekts erfahrene Beurteilung durch den Kulturbeirat um so ernüchternder. Wir hätten einen Szenetreff geschaffen, keine Kultur veranstaltet, lautete das nur auf Basis von irgendwie Gehörtem gebildete Urteil. Daß wir nun für unsere unentgeltlich geleistete Arbeit auch noch draufzahlen dürfen, ist nur *ein* Problem. Das größere ist die Ignoranz, die uns signalisiert wird, wenn wir – noch einmal: einer Forderung des Kulturbeirats folgend – uns so zentral und so geballt als möglich mit unserer Arbeit in dieser Stadt präsentieren, ohne daß auch nur eine/r der immerhin acht Beiratsmitglieder auch nur eine Veranstaltung besucht. Was sollen wir noch tun? Vielleicht sollten wir das nächste Mal in der Kulturamts- oder der Rathaus-Kantine spielen. Dem nun folgenden Dialog mit den kulturpolitisch Verantwortlichen der Stadt jedenfalls fehlt so eigentlich die nötige inhaltliche Basis.



Martin Kloepfer:
In einer Region wie dem Ruhrgebiet müßte sich die Erkenntnis durchsetzen, daß nicht die Nähe zum Strand und das gute Wetter die größten Pluspunkte sind, wenn man die guten Leute – sagen wir ruhig: die qualifizierten Steuerzahler – hier halten will. Da helfen auch keine Musicals.

Hundert Jahre lang wurde hier der Stolz der „kleinen Leute“ hochgehalten, und die haben gar nicht gemerkt, wie das auch offiziell gefördert wurde, um die Leute eben klein zu halten, auch was die Bildung angeht. Wenn in einer Kulturpresse der Kameradschaftsabend des Schützenvereins den gleichen Stellenwert hat wie eine Theateraufführung, dann ist das eben nicht nur charmant und Lokalkolorit, das ist auch Politik, da wird der Horizont eng gehalten und der Lokalpatriotismus gedüngt, was dazu führt, daß die Leute auch noch stolz sind auf die (geistige) Armut, in der sie leben.
Diese Struktur gehört gewandelt.

Gibt es Gemeinsamkeiten von TAD und KOM’MA, dem Theater für Kinder- und Jugend-Kultur in Duisburg-Rheinhausen?

Stella Cristofolini:
Ich kenne von Kom´ma nur die eine Rheinhausenproduktion. Die fand ich sehr gut.

Stefan Schroer:
Als Theaterbesucher kenne ich vom Reibekuchentheater (also von dem Theater, welches das Kom´ma trägt und primär bespielt, den Ort selbst kenne ich noch von verschiedenen Festivals) auch nur diese eine Produktion. Einfach, weil ich kein Kind mehr bin und diese Inszenierung eine Ausnahme bildete im sonst hier produzierten Kinder- und Jugend-Theater. Ich fand sie großartig. Es war übrigens eine Agitprop-Veranstaltung, und ich bin damals reingegangen um zu überprüfen, ob solches Theater heute vielleicht doch noch möglich sei. Hier war es das absolut, bei mir bewirkte es eine brutale Konfrontation meines vermeintlich ideologisch sauberen Selbst mit den längst schon auch in meinem Hirn sedimentierten Spuren der neoliberalen Ideologie, welche Kapitalinteressen als gesellschaftlich allgemeine Notwendigkeiten ausgibt. Dies gelang den Theatermachern durch eine Entscheidung für radikale Parteilichkeit, die aber als – inhaltliche, menschliche, künstlerische – Entscheidung zugleich absolut sichtbar gemacht wurde, also implizit stets mitthematisiert wurde.

Würde das Kom´ma regelmäßig solche Produktionen machen, also nicht nur im Bereich Kinder/Jugendliche arbeiten, hätten wir TAD nicht mit der Behauptung, eine absolute Leerstelle in Duisburg füllen zu wollen, gegründet, sondern hätten als erstes versucht, in diesem Theater zu wirken. So aber fungiert es seit unseren ersten öffentlichen Verlautbarungen lediglich als strukturelles Vorbild, denn hier ist einer kleinen Gruppe von Theatermachern gelungen, was wir erst noch leisten wollen: kontinuierlich professionelles Theater in Duisburg zu machen, und dies sogar in einem eigenen Haus.

Und apropos: Auch dieses Haus steht in Duisburg – neben natürlich dem Stadttheater mit seiner großen und seiner 3.-Etage-Bühne und der „Säule“, deren Bühne aber nur kleinste Formate zuläßt – absolut solitär da. Denn was braucht ein Theater für eine räumlich-strukturelle Umgebung, um leben, um sich entwickeln zu können? Zum einen einen Raum, der irgendwie eine Theatersituation entstehen lassen kann. Zum anderen eine für ihn verantwortliche Leitung, die in der Lage und Willens ist, das in ihm kulturell/künstlerisch Mögliche zu denken und zusammen mit den konkret Verantwortlichen zu realisieren. Du hast vorhin nach unseren Erfahrungen mit der Kulturpolitik/-bürokratie gefragt. Die sind, wie sie sind, und eine Änderung des Status Quo liegt auch in unserer Hand, ist eine Frage politischer Argumentation und Entscheidung. An Räumen aber kann man so einfach nichts ändern. Das ist klar. Aber an der Wahrnehmung von Verantwortlichkeiten leider auch nicht so oder sogar noch weniger einfach. Das war uns lange nicht so klar. Und so gibt es in Duisburg leider keinen Ort, wo beide nötigen Parameter – der Raum und die Verantwortlichkeit – positiv zusammenfallen. Außer im Kom´ma. Es war sicherlich ein Versäumnis unseres ersten halben Jahres, dieses Theater zwar als strukturelles Vorbild zu betrachten, sonst aber nicht mit unseren Ideen zu behelligen. Erst vor Kurzem haben wir einen Austausch unserer Positionen begonnen. Mal sehn, was daraus wird.



Wie geht's weiter mit TAD, gibt es Termine für Aufführungen, weitere Projekte? Wie steht es mit der Idee „Theaterschiff"?

Stella Cristofolini:
Ich plane mit Stefan und Kornelius eine Arbeit mit Flüchtlingsmädchen, mit viel Arbeit mit Objekten, Licht und Schatten, Ton. Material für diese Arbeit sollen Texte von Aglaja Veteranyi sein. In präzisen Bildern beschreibt sie in ihren autobiographisch gefärbten, zugleich formal äußerst strengen Werken eine Welt, in der sie selbst die Hauptrolle spielt, die ihr jedoch immer fremd und unerschlossen bleibt. Ein Kind, mit seiner rumänischen Zirkusfamilie auf der Flucht und immer unterwegs, fantasiert sich seine Traumwelt – und muß sich andererseits in einer kalten, als real geltenden Welt zurechtzufinden, positionieren.
Wir wollen dieses Projekt zusammen mit Kindern und Jugendlichen realisieren, die sich in einer vergleichbaren Situation befinden: Asylantinnen, Flüchtlinge in Deutschland, auf der Flucht vor unmenschlichen Lebensbedingungen, zum Teil ohne Familie und Bezugsperson, ohne Kenntnisse der deutschen Sprache, im permanenten Kampf mit den Behörden. Gemeinsam mit diesen Teilnehmerinnen wollen wir nach Möglichkeiten der künstlerischen Umsetzung ihrer Geschichte(n), Erlebnisse und Lebensumstände, ihrer Gefühle und Gedanken suchen. Im Februar 2008 wollen wir erstmals Ergebnisse dieser Arbeit präsentieren.

Stefan Schroer:
Die weiter geplanten Theater-Projekte kulminieren allesamt in der von uns angestrebten Beteiligung an den nächsten Duisburger Akzenten im Mai 2008. Deren Thema soll (wird?) sein: „Wandel der Arbeit". Wir wollen diesen Wandel am Beispiel des Hafenstadtteils Ruhrort untersuchen. Es wird hier wieder – wie zuvor in Bruckhausen, wie davor (im Projekt des mit uns assoziierten Vereins „Theorie und Praxis" – vgl. www.tup.kulturserver.de) in Essen-Katernberg – eine mehrmonatige Recherche vor Ort geben, die versucht, die historische wie gegenwärtige Realität des Stadtteils und seiner BewohnerInnen mit der ökonomischen Entwicklung der diesen Stadtteil seit je prägenden Industrie, der Binnenschiffahrt und ihrer Sekundärökonomien, forschend in Verbindung zu bringen. Diese Arbeit werden wir nicht allein, sondern in Kooperation mit anderen Duisburger KünstlerInnen angehen. Auf der Theaterebene werden zwei Inszenierungen entstehen. Einmal ein Stück, in dem sich das Drama „Unsere kleine Stadt" von Thornton Wilder mit den in Ruhrort vorgefundenen Biographien verwebt. Zum anderen ein Drama mit dem Arbeitstitel: „‚Und keiner will der Kapitalist sein ...' – Der ewige Maurer", das wir aus mehreren frühen Stücken von Heiner Müller komponieren werden, in dem die Frage nach dem historisch wie gegenwärtig vorhandenen oder nicht vorhandenen geschichtsmächtigen Subjekt gestellt wird.



Vorher werden wir noch einmal in ähnlicher Weise wie bei den „10 Tagen“ irgendwo in der Mitte von Duisburg auftauchen. Wahrscheinlich im Dezember 2007, wahrscheinlich an den vier Adventstagen. Der Advent verspricht eine Ankunft, den Beginn einer Erlösung. Jenes tun wir auch, dieses nicht. Es handelt sich also wieder um ein Versprechen, das wir nicht einlösen werden. So wie ja auch jenes historische Versprechen, seien wir ehrlich, bis heute nicht eingelöst wurde und es wohl auch nicht mehr werden wird. Besser leben durch Nichtstun – dieses Versprechen war, auch für uns, gestern. Diese neue Aktion wird den Wert der Tat und auch den Wert des Denkens mehr in den Mittelpunkt stellen. Sinnlich wird dies gemacht werden in einer Veränderung der Raumkoordinaten: an die Stelle von Tischtennisplatte, Sauna und Hollywoodschaukel tritt eine Bundeshegelbahn.
Alle genannten, geplanten Projekte stehen natürlich – wie heißt es juristisch korrekt so schön? – unter einem Finanzierungsvorbehalt. Ebenso wie unsere „Theaterschiff“-Idee. Für diese haben wir bislang nur Beifall erhalten, zumeist im Zusammenhang mit unserem Projektvorschlag für Kulturhauptstadt Ruhr 2010: Theaterschiffahrt durch das Ruhrgebiet. Vergessen wird bei diesem Applaus zumeist die ganz grob geschätzte eine Million Euro, die für den Umbau des historischen Schleppkahns in ein Theaterschiff aufzubringen wäre. Wir haben Ideen, wie diese Summe zu erhalten wäre und haben hierfür im Rahmen des uns Möglichen bereits Gespräche geführt. Ohne ein politisches Statement der Duisburger Stadtverwaltung aber kommen wir nun nicht weiter.

Welche Alternativen seht ihr zur förderungsabhängigen Mainstreamkultur und wie unabhängig kann ein Projekt wie eures bleiben, wenn die Vereinnahmung/Förderung „droht“?

Martin Kloepfer:
Die Frage ist gut. Es ist ganz ähnlich wie bei den Stadttheatern auch: Wer „Erfolge“ vorweisen kann, der bleibt unabhängig und kriegt obendrein immer mehr Geld. Wer das nicht kann, dem wird reingeredet, und dann kommt das Geld bald woanders hin.
Entscheidend ist die Definition von Erfolg.
Ich glaube, im besten Fall ist man als Künstler selbstbewußt (oder egozentrisch) genug, um immer seins zu machen, egal woher das Geld kommt. Die Frage ist: Kann man seins überhaupt machen, wenn gar kein Geld kommt? Die Vorstellung, daß Förderung willfährig macht, ist so ein bißchen zu einfach. Eher ist es andersrum so, daß man gefallen muß, um Förderung zu bekommen. Die Alternative ist, ohne Geld arbeiten. Das gilt allerdings als unprofessionell. Die Förderung ist immer noch so ein Gütesiegel für AECHTE KULTUR.
Daß wir für die „10 Tage“ nichts bekommen haben, ist ja nicht geschehen, weil wir so arge Kommunisten sind, die zensiert gehören. Da spielen ganz andere Eitelkeiten und Ängste eine Rolle. Übrigens ist ein Stück wie „... Meet John Doe“ ziemlich Mainstream, und ich habe auch nichts dagegen. Dem Mainstream hinterher rudern ist traurig.



Stefan Schroer:
Also für mich hat eine in Aussicht gestellte Förderung nichts Bedrohliches, und ich finde demnach die Frage auch nicht gut. Ich hab in meiner Studienzeit in Düsseldorf mal eine in ihren Inhalten sehr „alternative“, was konkret heißt politisch links-radikale Zeitung mitbegründet, eine statt „Stadt-“ sich selbst so nennende „Statt-Zeitung“, die dann natürlich auch nicht „Prinz“ hieß oder „Überblick“, sondern „TERZ“. Es gibt sie immer noch (www.terz.org), und seit einigen Jahren ist sie wirklich gut. Damals war sie es noch nicht so sehr, aber da haben wir auch mit stundenlangen Diskussionen über die Frage, ob wir bereit wären, der Deutschen Bank (oder wenn nicht der, dann vielleicht doch der Stadtsparkasse?) eine Anzeigenseite zu verkaufen, unsere eigentliche Arbeit überfrachtet. Natürlich wollte weder die Deutsche Bank noch die Sparkasse noch irgendein anderer Großkapitalist in einer antikapitalistischen Zeitung werben und will dies bis heute nicht.
Also von Bedrohung durch vereinnahmende Förderung kann keine Rede sein, solange es für uns klar ist, daß wir nur um Förderung für unsere inhaltlich bereits geplanten Vorhaben ersuchen, nicht wir unsere Planungen an der aktuellen Förderlandschaft ausrichten. Und hier droht dann tatsächlich etwas Tödliches, wenn auch nicht so, wie es die Frage denken macht: nicht wird ein schon mit uns verbundener Förderer auf unsere Inhalte Einfluß zu nehmen versuchen, das habe ich noch nicht einmal ansatzweise erlebt, sondern wir werden – analog zur Entwicklung bei der Wissenschaftsförderung – unsere Inhalte nach den Vorgaben der Auslober von Fördermitteln zu bestimmen haben. Eine Tendenz der Förderpraxis in diese Richtung ist in den letzten Jahren deutlich feststellbar, und die zunehmend schwierigere Aufgabe ist es, sich in dieser Förderlandschaft zu positionieren, ohne sich mit seinen auch abstrakt vorhandenen Qualitäten jeder möglichen Förderquelle feilzubieten. Ein aktuelles Beispiel für eine solche Versuchung ist die – mit Hilfe von Mitteln der Kulturstiftung des Bundes, des Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen, der Initiative StadtBauKultur NRW und von Vodafone gut dotierte – Ausschreibung der Stadt Duisburg und der Duisburg Marketing GmbH, mitveranstaltet von RUHR.2010-Kulturhauptstadt Europas, im Rahmen des Projekts „Paradoxien des Öffentlichen“: die Bewerbungsrichtlinien stellen klar heraus, womit man sich am besten zu beschäftigen hat: nämlich z.B. mit der A 40 und dem Duisburger City-Palais. Und womit nicht unbedingt: z.B. mit der Kaiser-Wilhelm-Straße und dem Einkaufszentrum bei Marxloh-Pollmann.

Stella Cristofolini:
Was wir zu unserem jetzigen Zeitpunkt bräuchten, wäre ein/e begeisterte/r StifterIn, der/die genau richtig findet, was wir tun und planen und uns darin bedingungslos unterstützt. Das meine ich völlig ironiefrei.



Vom DUrsten und Darben

von Annett Tenter

Soll das alles gewesen sein? Ich meine, sind die zehn Tage wirklich schon rum? Nun, so ist das eben: Kaum hat der Urlaub begonnen, ist er auch schon vorbei. Noch dazu, wenn er schön war und es eine reichhaltige Verpflegung gab. Ist man ja sonst und vor allem so kompakt und geballt von dieser Stadt nicht unbedingt gewohnt.

Das „TAD Lokal" hatte eine Rundreise mit allem Komfort geboten, in einem leer stehenden Ladenlokal, wo mal mit Computern und Gedöns gehandelt wurde. Von Ländern und Menschen haben wir dort erfahren können, vom großen und kleinen Sinn des Lebens. Wir konnten mitfühlen, lernen, mitdenken, sogar Utopien mit(er)träumen. BESSER LEBEN! Wer wäre dazu nicht bereit gewesen .Da ging man dann also irgendwann in diesen Laden, in dieses neue Lokal am wahrscheinlich zentralsten Platz in town (eigentlich war es fast egal wann, denn im Grunde war immer irgendwer da), hielt sich drinnen auf oder ließ sich draußen auf der Hollywoodschaukel vor dem Schaufenster nieder oder gegenüber vorm Kaufhof, wegen der veränderten Perspektive.

Zumeist war man perplex über so viel Schaffenskraft, unmittelbar voll aus dem Häuschen und fand sich wieder in zumeist guter Gesellschaft. Schon war man dabei, ließ sich vom frischen Wind begeistern, verwöhnen vom Angebot. Man reiste umher, durch die und zwischen den Welten, war bewusst. Konnte sogar andere Zeitreisende treffen, tauschte sich aus, flanierte durch diesen einzigartig hellen, schwerelosen Raum, dachte an Kunst im Großen und Ganzen, fühlte sich gut und nicht nur besser. Man begegnete einander und zwar gewollt, ging aufeinander zu, war frei, was nicht gerade unangenehm war! (Und wer da noch nicht wusste, wie das überhaupt gehen soll mit der Freiheit, konnte es vielleicht mitunter in diesem Laden lernen)

Hier trafen sich Generationen, Klassen, Schicksale. Hier konnte sich der Obdachlose mit dem Theaterenthusiasten an einer kleinen, feinen, sehr offenen Theke unterhalten, unzensiert und lebensnah, oder der Arbeiter am Tisch mit dem Grafiker. Alles ging, alles war möglich. Natürlich auch ein Ort für Gestrandete, von denen es, wie überall, auch hier so viele gibt. Doch, es war möglich, wieder an sich selber zu glauben, neue Hoffnung zu schöpfen, sogar nach zehn, zwanzig oder dreißig Jahren endlich wieder mal Tischtennis zu spielen und dabei erfreut feststellen, dass man es doch noch nicht verlernt hatte, vielleicht sich auch plötzlich „China" mit sechs Leuten spielen sehen, von denen man vor einer Minute noch keinen kannte. So muss es wohl in einem Jugendzentrum sein.

Aber selbst dieses weist die Innenstadt Duisburgs nicht aus, wie schlecht, ein Armutszeugnis und eine Schande gegenüber der hiesigen Jugend, die die Zukunft ist!
Eine Hand voll enthusiastischer Menschen, haben ihr Versprechen eingehalten: Sie haben uns besser leben lassen, was erfüllter, schöner, freier, fröhlicher, auch gelöster bedeutet. Dank gebührt ihnen von denen, die davon profitierten, sowie der Respekt all derer, die dafür verantwortlich wären, dass es hier so was nicht nur manchmal, auch nicht öfter, sondern IMMER gibt! Denn es ist besser hier auszuhalten, wenn wir uns gut fühlen. Immerhin zählen wir mehr als eine halbe Millionen, von denen (und sei es auch nur ein verschwindender Teil in Anbetracht dieser Größenordnung!) nun vielleicht nicht mehr ganz so sehr dursten wie vorher. Oder vielleicht nun sogar erst recht.
Nur, bei zehn Tagen darf es halt nicht bleiben, denn trinken muss der Mensch und zwar regelmäßig und viel.



Der Stand der Dinge

Der Stand der Dinge. Bruckhausen – TuP/TAD-Lesung/Performance

Leitung: Schroer, Schoppe, Cristofolini - aufgeführt am 13.06.2007 Im TAD-Lokal



Stimmen aus Bruckhausen:

aus: *Theorie & Praxis: Anette Jonak, Christian Schoppe, Stefan Schroer*

Der Stand der Dinge. Bruckhausen

Hier brennt es einfach nicht, weil es ist so stumpf. Die Deutschen machen die Leute stumpf und bekloppt mit ihre Depression. Das ist viel schlimmer als die brennenden Autos in Frankreich. Das ist mehr so ne Art Neutronenbombe, die da ständig gezündet wird. Klar wäre das schöner, wenn irgendwas brennen würde. Aber die Deutschen werden ja mit einer wahnsinnigen Depressions-Strahlenkanone ständig bearbeitet. Das ist ja alles viel schlimmer.

Ich möchte es ihnen recht machen. Ich möchte es mir recht machen. Ich möchte es meiner Gesellschaft recht machen. Ich möchte es meinen Eltern recht machen. Ich möchte das tun, was man von mir erwartet. Aber abgesehen davon möchte ich auch das tun, was ich selber von mir erwarte. Ich passe mich nur an.

Ich find's ne ganz spannende Zeit. Ich bin nun seit fünf Jahren hier, und davon hab ich vier Jahre das Gefühl gehabt, die bei Thyssen-Krupp-Stahl wissen gar nicht, daß wir hier sind. Wwenn die in ihrem Hochhaus sitzen und hier runtergucken, müssten die doch ein schlechtes Gewissen bis dorthinaus haben. Wir müssen mal gucken, wie sich das entwickelt, aber die neue Unternehmensstrategie: „Wir sprechen mit den Nachbarn, wir sind auch bereit auf die Nachbarn zuzugehen und haben jetzt auch für Fragen immer ein offenes Ohr, wir sind auch mit an eurem Runden Tisch", die sehe ich sehr positiv, und ich erwarte da auch ne Menge von. Wir sind auf einem guten Weg.

Man sieht im Moment nichts Positives. Man sieht Ansatzpunkte, aber man sieht nichts Positives. Ich habe manchmal das Gefühl, man redet viel mehr hinein, als die Realität ist. Die Mentalität ist so: Man macht die Tür hinter sich zu und sagt, das Andere interessiert mich nicht mehr. Leider. Insgesamt sehe ich für den Stadtteil keine positive Entwicklung, wenn die Menschen nicht mehr zusammenhalten. Und das tun sie nicht. Ich weiß es nicht. Die Mentalität ist: Nach mir die Sinflut. Positiv reden nur Leute, die außenstehend sind.

Klar kann man ins Sonnenstudio gehen. Diese Sonnenstudios sind starke Sammelpunkte für Depressive. Ja. Es wird immer gesagt: „Was ist das für ne funky crowd, die gut aussehen will?" Im Gegenteil, da gehen die Depressiven hin. Es reicht nicht, wenn ich bleich bin und funky, sondern,nein, ich muss braun sein. Ja, die Zombies in der Galeria. Oder in Hochfeld: Überall, selbst wenn da sonst nix ist, gibts Sonnenstudios. Sonnenstudios und Videotheken, sonst nix. Warum hat Bruckhausen keine Sonnenstudios?

Essentielles!

AUFRUF:

Diese elektronische Zeitung möchte natürlich auch gedruckt werden. Dafür braucht es noch Sponsoren und/oder Anzeigen. Ganzseitige und kleinere Anzeigen können zu günstigen Konditionen in diese Druckvorlage eingebaut werden. Sponsoring- und Anzeigenanfragen bitte per email an:
Wolfgang Dybowski – aponaut@mustermensch.org

DANK:

der aponaut bedankt sich aufs herzlichste bei Gott für Erbeben, Überschwemmungen und andere reinigende Ungerechtigkeiten, den Autorinnen und Autoren sowie den Fotografinnen dieser Sonderausgabe.
Theater Arbeit Duisburg bedankt sich aus tiefstem Herzen und voller Seele bei allen Mitstreitern, ohne die „10 Tage besser leben" nicht möglich gewesen wäre: Mitplanern, Künstlern und Technikern, Ausleihern, Checkern und Schleppern, Einkäufern und Verkäufern, Fahrern und Putzern. Und bei allen -innen ebensosehr. Ein besonderer Dank, weil in alle Sparten vertreten, gilt Can Ulucan und seinem DJäzz-Team.
Ebenso sehr und herzlich bedanken wir uns bei unserer bis zuletzt unbekannt gebliebenen Mäzenin, der Eigentümerin des Ladenlokals, sowie ihrer Hausverwaltung, Admin Immobilia (Mülheim a.d.R.), über die das Ladenlokal zu mieten ist, solange es noch leer steht.
Und wir bedanken uns bei unseren Gästen, die uns einmal mehr lehrten, das Duisburger Publikum zu schätzen und nicht zu unterschätzen, und die durch freiwilligen Eintritt und ebenso freiwilligen Getränkekauf unser ökonomisches Defizit gering hielten.
Nicht zuletzt gilt unser Dank Wolfgang Dybowski und seinen MitarbeiterInnen, die mit dieser Sonderausgabe des aponauten die zuvor klaffende Lücke zwischen öffentlichem Ereignis und veröffentlichter Reflexion geschlossen haben.

LINKS:

der aponaut:	www.aponaut.org
TAD:	www.theater-arbeit-duisburg.de
Junges Theater Bruckhausen:	www.jtb.kulturserver.de
DJäzz:	www.djaezz.de
Theorie und Praxis e.V.:	www.tup.kulturserver.de (hier die komplette Dokumentation des Projekts ‚Der Stand der Dinge. Bruckhausen')



Reflexion des Konkreten

Eigenbeleg über den vorletzten Besser-Leben-Tag

Marmor (von Joseph Brodsky)

TAD-Theater (als szenische Lesung)

Leitung: Schlappig, Schroer

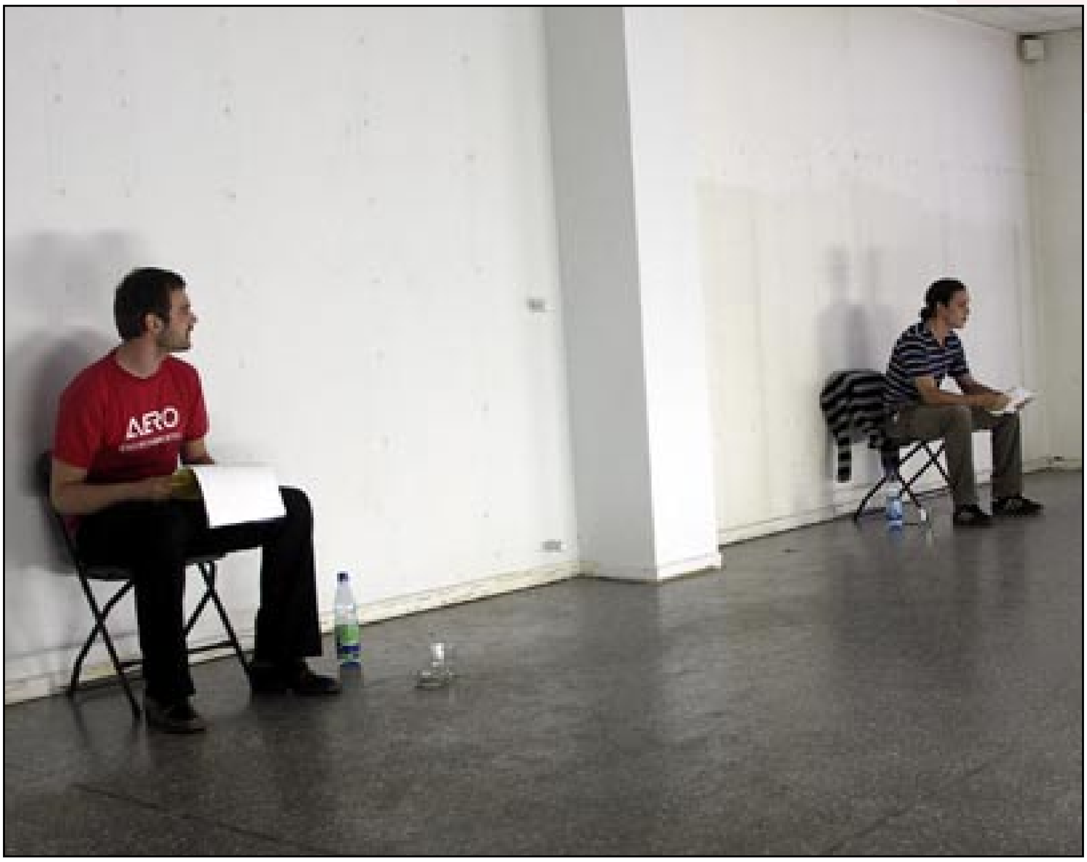
Mit: Bastian Heidenreich, Bernhard Glose - aufgeführt am 16.06.2007 Im TAD-Lokal

Warum will keiner über den neunten Tag schreiben. Warum? War hier zuviel besseres Leben? Zu viel (oder zu wenig) Szene, zu viel Treff, zu viel Arbeit, zu viel Inhalt, zu viel Kunst? Und dabei war's zuletzt der vollste Tag im LOKAL und der ausgelassenste, bis Herr Nachbar X sich mit Herrn Hauptkommissar Y zusammentat und dieser dem Abend noch 10 weitere Gäste (die Hunde blieben im Auto) bescherte, um ihn zu beenden.

Und noch eine Frage: Warum habe ich mich vor einer Woche in Jan Fabres zunächst Salzburger-Festspiel-, dann Ruhrtriennale-Aufführung von Minute 7 (erlangter Übersicht über die riesige, volle Bühne) bis Minute 123 (Stückende) zu Tode gelangweilt wie selten zuvor? Die internationale Presse zeigte sich stark beeindruckt vom Wagnis inhaltliche Tiefe auf dem Theater. Die bestand in der Beschäftigung mit dem Tod, diesem nichtenden Nichts. Völlig losgelöst von allem anderen, außer einem in verschiedenen scheinbar konkreten Beispielen sehr abstrakt als immer ebenso an sich seiend wie der Tod erzählten und dargestellten Leben.

13 h

Als der große Theater-Avantgardist Farbre in einer Probe zu seiner jüngsten *Jetzt bin ich etabliert und darf aus dem Vollen schöpfen um ans Letzte zu rühren* Inszenierung vielleicht eines seiner tiefen Bilder á la ‚Skelett gebunden auf Rücken 7 nackter H&M-Schönheiten vor Stelen mit Memento-Mori-Aufschrift' schuf, plagten sich im LOKAL 3 Jugendliche des Jungen Theater Bruckhausen mit einer Luftmatratze und mit *ihrer* Einfalls- und Ziellosigkeit, ihr Leben und ihr Theaterspiel betreffend. Am Ende dieser öffentlichen Probe mit 2 BesucherInnen saßen sie in einer Reihe und fragten sich gegenseitig, was sie denn nun (ihre letzte Premiere lag kurz hinter ihnen) so eigentlich so vorhätten, stets erpicht, ihre eigenen (Nicht-)Pläne zu verbergen und die der anderen zu erfahren.





Pop Shop

(Theater mit Jugendlichen der JAA Düsseldorf)
- aufgeführt am 16.06.2007 im TAD-Lokal

Leitung: Zhukov, Schlappig, Schroer, Heidebrecht

Eine trostlose, zugleich manchmal lustige und gar nicht nur Hoffnungslosigkeit evozierende Szene. „Einbruch des Realen“, „Konkretes Theater“ (H.-T. Lehmann über die frühen Arbeiten von Jan Fabre). Mit dieser an diesem Tag im LOKAL entstandenen Szene begann einen Monat später in Berlin die Premiere von „Pogon za sznacem – Die Jagd nach dem Schnatz“.

16 h

„Die Identität ist eine unheilvolle Chimäre“ – so lautete der Titel der zweiten Diskussionsveranstaltung im LOKAL (nach „Die Freiheit ist überbewertet, man braucht sie gar nicht“ am Mittwoch zuvor). Es waren 15 Leute da, und die Diskussion ging nicht so sehr um Identitäts-Chimären, als um mögliche künstlerische, politische, theoretische Praxisformen allgemein und, ja, in Duisburg. Und ob man gleich die Segel streichen sollte oder doch erst später oder vielleicht gar nicht so ängstlich und defätistisch zu sein braucht, wie es die Realität (die Erfahrung) lehrt. Inspiriert von den letzten acht Tagen, von einander und v.a. noch einmal vom noch einmal körperlich und wieder in sehr einzigartiger Weise geistig anwesenden Robert Bosshard entschloß man sich zu Letzterem. Bis zur nächsten Realitätserfahrung, mindestens.

20.30 h

Angekündigt war für jetzt die erste TAD-Produktion: „Marmor“, mangels technischer Realisierungsmöglichkeiten als szenische Lesung. Es war aber noch nicht so weit: Die Schauspieler probten noch an Möglichkeiten, die in ihnen sedimentierte schauspielerische Erfahrung in die Form einer Lesung zu überführen, und das Publikum hatte in der letzten Woche so nach und nach die Co-Inspizienz übernommen und sich auf 21 h = LOKAL geeicht und kam also grad erst so nach und nach, was gut zusammenpaßte. Die Frühkommer erlebten so noch eine öffentliche Probe, die anderen verpaßten nicht den Start der Aufführung um 21.30 h.

21.30 h

„Marmor“ handelt von der Erkenntnis, daß jede Gesellschaft an jedem Ort und zu jeder Zeit bisher ihre integrative und also disziplinierende Kraft auf die Mehrheit ihrer Mitglieder v.a. dadurch erreichte, daß immer ein paar nicht gemeint waren, ausgegrenzt, verfolgt, eingesperrt wurden, relativ unabhängig von ihrer vom Rest der Gesellschaft bzw. den in ihr (legislativ, exekutiv, judikativ) Macht Ausübenden diagnostizierten Schuld oder Krankheit oder ihrem realen Gefährdungspotential. Das Stück spielt in einer zynisch über sich selbst aufgeklärten Gesellschaft der Zukunft, wo diese Erkenntnis zum Gesetz gemacht wurde. Verurteilungen zu lebenslänglicher Haftstrafe treffen bei 3,6 % der Bevölkerung in jungen Lebensjahren ein wie heute (noch) der Musterungsbescheid bei 48 %. Ab da leben sie in einem Turm, am Rande der Stadt, von deren Weiterexistenz ohne sie selbst sie nur virtuelle Informationen erreichen. Ein kaum zu inszenierendes Gedanken-Stück, hier nicht einmal inszeniert. Bleibt der Gedanke, den zwei auf Stühlen sitzend an die Wand gedrückte Schauspieler lesend/rezitierend entwickeln. Ihnen gegenüber sitzen, stehen teils, kommen teils noch während der Aufführung, leise, durch die wie stets offene Tür hinzu andere Menschen, nicht Schauspieler und nicht eingesperrt, und denken den Gedankengang mit und mit den beiden ihnen gegenüber Sitzenden immer weiter, in alle Richtungen, in alle vermeintlichen Flucht- und Ausfluchtmöglichkeiten hinein und wieder hinaus und bis zu Ende.

22.30 h

Auf dem Plan stand hier „Pop Shop“, die dritte Produktion von Theater Arbeit Duisburg. Aber es ist ungefähr die Zeit des Endes von „Marmor“ und des Schlußapplauses von ca. 60 ZuschauerInnen, der erstaunlich ist, angesichts des Wenigen, was zuvor zu sehen war und der Arbeit, die sie selbst leisten mußten. Oder eben durften. Zum besseren Leben gehört ganz offensichtlich auch die Beschäftigung mit eigentlich betrüblichen Tatsachen, die Reflexion von eigentlich änderbaren, scheints aber unveränderlichen gesellschaftlichen Fakten, unveränderlich und unabschaffbar, unergründlich abgründig wie der Tod, nur daß es hier um das Leben geht, das andere als esoterische Antworten auf seine Fragen sucht bzw. schlicht fordert.

23.30 h

Kurz vor Mitternacht der Vorschlaghammer aufs – in quasi kulturell-natürlicher Gegenbewegung zur „Marmor“-Grundthese – humanistisch weichreflektierte Hirn. „Pop Shop“, dieses in der Jugendarrestanstalt Düsseldorf entstandene Stück, in welchem ein unerkannt bleibendes Täter-Subjekt den nun ca. 100 ZuschauerInnen per Audio-Botschaft erst mal folgende Frage stellt: „Ich hab nur noch eine Woche, dann geht’s erst mal ab: raus. Dann treff ich meinen Kollegen. Ein Russe ist das, ein Boxer. Dann geh ich erst mal mit dem bißchen boxen. Bißchen trainieren. Durch Diskotheken. Bißchen weißt was ich meine. Bißchen Perlen anmachen, so. Weißt was ich meine. Bißchen trinken so, Schlägereien machen, Laune machen, weiße, was ich meine. Blaue Augen kriegen. Ja. Das muß alles dabei sein, ne? Perlen klar machen, Muschi auseinandernehmen und so, das muß sein. Ja. Watt wollt ihr noch wissen?“



Reibelaut

(Elektro mit Dr. Silva, Charly Chimpo, Miss Sax Hussein) am 16.06.2007 Im TAD-Lokal

Ja, was will man von so einem noch wissen? Egal, man hat keine Wahl, der Typ äußert sich noch öfters, immer vom Band. Und man sieht ihn nicht. Oder man sieht ihn vielleicht doch: Ein paar Jungs grillen während der Performance Spießchen auf einem Elektro-Grill und verteilen die garen Fleischstückchen an die Zuschauer (bzw. lieber an die –innen). Auch hier kommen während der Aufführung noch und immer mehr Menschen in den Laden, relativ uncoole, weil sie relativ pünktlich zur für 23.30 h angekündigte Electromusic-Party mit Dr. Silva, Chary Chimpo und Miss Sax Hussein erschienen sind, setzen sich, auch sie setzen sich hin und hören zu. Hören zu bis zuletzt, bis auch die letzten moralischen Maßstäbe gegen(über) den zu hörenden (und vielleicht zu sehenden?) Täter-Subjekten verwirrt sind. Bis zuletzt einer der jungen Griller höchstselbst und live das Wort ergreift und den Abend mit einer Hommage an seine Mutter und rote Rosen beendet.

0.30 h

Der Abend im LOKAL war noch lange nicht beendet (bevor er es dann, drei Stunden später, in thematisch und ästhetisch nur scheinbar passender Weise wurde). „Reibelaut“ nannte sich die Crew mit den bereits genannten halbstarken Künstlernamen, die schon während der ersten drei LOKAL-Tage hier verkehrten und von sich erzählten, u.a. von ihrer schon mehrjährigen Musikbastelei im Computer, die noch nie veröffentlicht wurde. Bitteschön, wenn nicht jetzt, wann dann, wenn nicht hier, wo sonst? Ihr auch mit Rücksicht auf Nachbar X und Hauptkommissar Y intelligent unterhalb des technisch möglichen gehaltener Musik-Flow, ergänzt durch gebeamte Videokunst ihres Kollegen David Czupryn, ließ den Kopf nicht ausgehen, auch wo sie ihn zu Verwandlung und partiellem Rücktritt in Reihe 2 aufforderte.

Und so war selten eine gedanklich gesättigtere Tanzveranstaltung zu erleben, eine Feier des Hier und Jetzt durchsetzter mit fortdauernden Reflexionen im einzelnen, eigenen Hirn und in sehr vielen nicht nur oder zumindest auf intelligenten Umwegen der Beschaffung einer/s SexualpartnerIn dienenden Gesprächen am Rande der Tanzfläche.

„Der Tod, wenn wir jene Unwirklichkeit so nennen wollen, ist das Furchtbarste, und das Tote festzuhalten, das, was die größte Kraft erfordert. Die kraftlose Schönheit haßt den Verstand, weil er ihr das zumutet, was sie nicht vermag. Aber nicht das Leben, das sich vor dem Tode scheut, und von der Verwüstung rein bewahrt, sondern das ihn erträgt, und in ihm sich erhält, ist das Leben des Geistes. Er gewinnt seine Wahrheit nur, indem er in der absoluten Zerrissenheit sich selbst findet. Diese Macht ist er nicht, als das Positive, welches von dem Negativen wegsieht, wie wenn wir von etwas sagen, dies ist nichts oder falsch, und nun, damit fertig, davon weg zu irgend etwas anderem übergehen; sondern er ist diese Macht nur, indem er dem Negativen ins Angesicht schaut, bei ihm verweilt. Dieses Verweilen ist die Zauberkraft, die es in das Sein umkehrt.“ *(G.F.W. Hegel, Phänomenologie des Geistes)*

Wir seh‘n uns im Advent, auf der Bundeshegelbahn.



TAD – Das Göttliche

von Christian Schoppe

In der glücklichen Lage, die Arbeit von *Theater Arbeit Duisburg* von Anfang an auf Seiten des Publikums verfolgen zu können, darf und will ich mir das Urteil erlauben, daß diese Arbeit edel, hilfreich und gut ist. Mithin so, wie „der Mensch“ sein soll, aber nicht sein kann, weil „die Verhältnisse“ nicht so sind, daß er so, ja nicht einmal so, daß er überhaupt sein könnte.

So! – Ende der Lobeshymne. Wer eine Aufführung sehen konnte, kann sich, gerne auch aus Goethe-Mensch und BrechtVerhältnissen, selbst eine basteln. Wer nicht, kann es am 30.09. oder am 03.10.2007 im Ringlokschuppen in Mülheim a.d.R. mit der TAD-Produktion „Marmor“ nachholen und dann so verfahren.

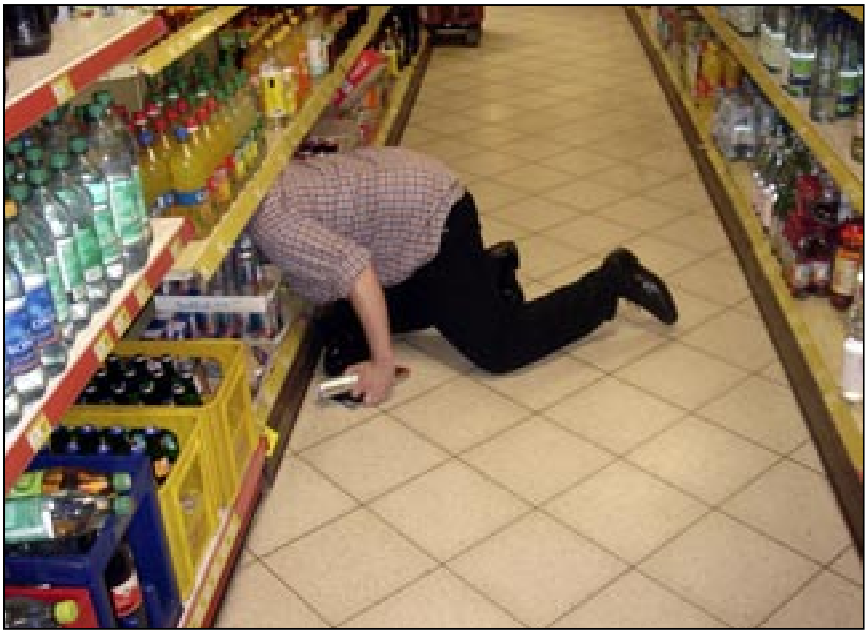
Stattdessen ein Plädoyer gegen das „Edle“ bei TAD: Edel ist die hier geleistete Arbeit nur, weil sie geleistet, obwohl sie unzureichend bezahlt wird, unzureichend, wie ein Kondom gegen Gewitter schützt. TAD wäre besser, müßte es nicht edel sein. Das muß also aufhören, dieses Edle, denn es besteht in Selbst- und führt zu Fremdausbeutung. Was aber ausgebeutet wird, ist irgendwann erschöpft. Bisher tragen Geschick, Engagement und auch der Narzissmus der Mitglieder und Beteiligten die Arbeit von TAD. Damit sie tragfähig bleiben, damit sich überhaupt zeigen kann, was sie zu tragen vermögen, braucht sie Unterstützung, die über die bisher gewährte deutlich hinausgeht. Mit „Marmor“, „John Doe“, „Pop Shop“, mit dem „TAD-Lokal“ ist TAD unter zum Teil prekären Produktionsbedingungen in Vorleistung getreten. Schon diese Vorleistung hat uns, die wir dabei waren, hat aber auch Duisburg, NRW, BRD, hat Europa und die Welt bereichert. TAD nicht. Was unter weniger edlen, also besseren Bedingungen geleistet werden könnte, steht noch aus.

Dies als eine Ungerechtigkeit immer wieder zu beklagen, besitzt großen Liebreiz, der nur zum Teil auf der ergreifenden Sinnlosigkeit ruht. Auch weil heftige Empörung um einer gerechten Sache willen schöne Haut und einen frischen Atem macht, ist jedeR aufgefordert, dabei mitzutun, in Duisburg, NRW, BRD, Europa und der Welt. Lautstärke verschafft zumindest Gehör, und es kostet auch viel mehr Überwindung auszurufen: „Gebt mir Euer Geld“ als das hier gefragte: „Gebt denen unseres“! Hören müssen es die Firmen, Funktionäre und Institutionen, die wir als Konsumenten, Souveräne und Steuerzahler in die Lage versetzen, unser Geld nun aber bitteschön auch weiterzugeben. Und zwar an das Konto: 0200062495 bei der Stadtsparkasse Duisburg, BLZ 350500000. Und natürlich soll auch das private Restgeld dahin, wo es nämlich in hilfreiches und gutes Theater konvertiert werden wird. Es empört sich nach Überweisung auch leichteren Herzens und mit freierer Kehle.

Ende von Plädoyer wie Agitation und Spendenaufruf. Angesichts der nicht immer fairen Konkurrenz von Weltübeln um die ressourcentypisch knappe Ressource ‚Empörung’ und der linden Langeweile, in die die absolute Unoriginalität der Forderung nach mehr Geld wie der Aufforderung zu lautstarker Forderung nach mehr Geld schon den Schreiber und seine Syntax versetzt, muß die Frage zumindest erörtert werden, was denn die Aktivitäten von TAD hilfreich und gut macht. Beantworten kann diese Frage nur ein Blick auf diese Aktivitäten, ein Besuch einer Aufführung.
Es hat aber nicht jeder Zeit, sich selbst ein Bild vom kulturellen Geschehen einer Stadt zu machen: weil er etwa als Feuilletonredakteur einer Lokalzeitung zu sehr gerade damit beschäftigt ist, es anderen zu machen;.weil er etwa als Mitglied des Kulturbeirats schon zu sehr damit beschäftigt war, aus einem zu kleinen Etat eine unzureichende Förderung dankenswerterweise zu bewilligen, als daß er noch hätte ansehen mögen, was er da förderte. Sie und vor allem alle Anderen sind noch einmal eingeladen, z. B. am 30.09. den Weg nach Mülheim in den Ringlokschuppen und da eine Antwort zu finden.

An die Stelle einer Antwort tritt hier zunächst die Bekundung von Irritation: 496.788 Einwohner und Einwohnerinnen leisten sich Duisburg. Das kostete v. a. diese im Jahr 2006 1,1 Milliarden Euro. Ein eigenes Theater ist in diesem Preis nicht enthalten, was unter Städten dieser Größe in der Region sicher einmalig ist. Nun sind Städte immer etwas hektisch auf der Suche nach Alleinstellungsmerkmalen, um Touristen, Firmen und Einwohner für sich gewinnen zu können. Kein Theater zu haben, d. h. keins mit eigenem Ensemble und Produktionen, erscheint dem Außenbetrachter aber nicht als zentraler Bestandteil hiesigen Stadtmarketings. Also auch nicht als Folge eines nur hier vorhandenen Wissens.
Die Produktionen etwa aus Mülheim, Essen, Oberhausen oder Bochum, die im Duisburger Theatergebäude zu sehen sind, werden munter besucht. Also auch keine nur hier vorhandene Theaterfeindschaft. Es besteht also – Stadtmarketing aufgepaßt! – nur im stadttheaterlosen Duisburg die Möglichkeit, eine Theaterlandschaft durch angemessene Förderung zu formen, die einmalig wäre. Die den Erwartungen von Abonnenten, unter denen die Theaterschaffenden in anderen Städten, so sie an Stadttheatern tätig sind, oft lautstark leiden, nicht verpflichtet ist. Die – Kämmerer aufgepaßt! – gar nicht soviel kostet, wie ein Stadttheater nun einmal kostet, auch wenn man den kleinen Teil des Etats, der für Produktionen zur Verfügung steht, immer weiter reduziert. Das wäre so etwas wie ein – Kämmerer! – „Outsourcing“ kreativer Arbeit ohne Aua. Denn das anderswo für ein solches „Outsourcing“ Abzuwickelnde … – genau! – gibt es in Duisburg gar nicht. Und damit nicht die ohne Ressourcenkonkurrenz in vielem nur scheinbare Front zwischen Freiem und Stadttheater. Und wo sie nicht nur scheinbar ist, eben da wäre das Alleinstellungsmerkmal. „Stadt mit der lebendigsten Freien Theaterszene“ schlägt „Stadt, wo kein Stadttheater hat“.

„Wo bleibt denn das Negative?“ Die Frage drängt sich nach so konstruktiver Irritation selbstverständlich auf. Es bleibt in und mit „den Verhältnissen“, zu deren schlimmsten Folgen zwar nicht zählt, daß gutes Theater schlecht bezahlt wird, die aber dieses gute Theater nötig machen, weil es sie begreifbar macht, wie kein anderes Medium. Regisseur und TAD-Aktiver M. Kloepfer konstatiert die Ineffizienz der Propagandamaschine Theater und wendet sich drum vom Agitproptheater ab. Agit und Prop könnten andere Medien besser. Sie können es.
Jeder Brennpunkt, jede Spendengala inszeniert wirkungsvoller, d.h. mitleid- und wutheischender als eine Theaterinszenierung. Die Hollywoodschnulze läßt meine Tränen leichter fließen, der linke Leitartikel mich fixer nicken, das Internet mich schneller zur Kenntnis nehmen.
Doch auch durch Spenden, Tränen, Nicken funktioniert die Maschine gesellschaftliche Reproduktion weiter, nicht reibungslos, aber noch in der Reibung effektiv, u. a. indem sie exakt zwei Haltungen produziert und anschließend mischt: 1. Ist gar nicht so schlimm, wird besser, wir arbeiten dran. 2. Ist schlimm, kann man nix machen, ich muß arbeiten - oder müßte. Propaganda im herkömmlichen Sinne ist meist eine dieser Haltungen aus der Perspektive der anderen, grundiert oft mit der Überzeugung: Und die stören dabei/sind daran schuld.
Auch das Theater kann diese Maschine, deren Teil es ist, nicht zeigen. Schöpft es aber seinen Forschungsraum aus, hat es Möglichkeiten, die es auf der Suche nach Repräsentation, nach „dem Menschen“ oft genug vergibt: die Funktion dieser Maschine konkret und sichtbar zu machen und sie nicht nur selbst zu erfahren. Auf einer Bühne, die für zwei, drei oder fünf Stunden eben nicht diese Welt bedeutet. Die in der Leichtigkeit eines so nur hier möglichen Exzesses, in der Zumutung einer so nur hier möglichen Langeweile ahnen läßt, warum der alltägliche Exzess so langweilig und Abwechslung so öde ist. Und daß es anders sein könnte. Wozu Goethe noch das Göttliche gebrauchte.
Ich würde gern sehen, was ein Theater, das wie TAD vom Rand aus blicken will, sieht und zeigen kann, wenn es nicht selbst unter prekären Bedingungen arbeiten muß. Ich will es besser scheitern sehen.



Wenn es schließlich anders sein wird, gehören natürlich alle erschossen.

Ein Blick in die Presse

Die ARD gab nun kund, daß auch die WAZ-Gruppe ihren Briefzustellern nur Dumpinglöhne zahlt. Genau so großzügig stattet sie dem Anschein nach auch ihre Redaktion aus . Damit die vor Ort erwartbare, also die GRRRRÖSSTE ZEITUNG DES RRRRUHRRGEBIETS ihren Weg ins TAD-Lokal fand, mußte deshalb leider erst die Haupt-Stromzufuhr im WAZ-Gebäude gekappt werden um die armen an ihren Bildschirmen klebenden Redakteure von der Feuerwehr unter Einsatz von Hektolitern Lösungsmittel zu befreien. Damit Redakteure, wie es sich gehört, wieder Berichte schreiben sich leisten können, die vor Ort recherchiert sind und den Lesern eine Wirklichkeit beschreiben, die die Schreiber kennen, fordert ***der aponaut*** den Einsatz von Zivildienstleistenden (so lange es sie noch gibt), Arbeitslosen und Rentnern als Praktikanten auf 1-Euro-Basis. Prost!

Hier eine kleine Auswahl von Schlagzeilen mutiger und unabhängiger Zeitungen zu der Performance von Robert Bosshard im TAD-Lokal:

„Robert Bosshards minimalistischer Charme ist unwiderstehlich und transportiert auch unangenehme Wahrheiten an den Selbstschutzanlagen des Zuschauers vorbei“ ***Neues Rheinland***

„Da muss erst einer aus den Alpen kommen, um uns zu zeigen, wie wir unsere post-industriellen Traumata angehen sollen. Allerdings: Nicht irgendeiner, sondern der Bosshard“ ***Ruhr Rundschau***

„Frauenschwarm Bosshard becirct Duisburger Innenstadt“ ***Der Hausfreund***

„Robert Bosshard beweist sich im TAD-Lokal als Spätdadaist mit Qualitätsprädikat und dankenswerterweise vollkommen frei von jenem ärgerlichen, unangebrachten Hippietum, mit dem einige seiner Generationsgenossen noch immer die Kunstwelt verkleistern. Er sei dafür gepriesen.“
Seneca Magazin

„Robert Bosshard zeigt uns den Weg“ ***der aponaut***

„Wunderkind Bosshard (14)! Jetzt sprechen die Eltern.“ ***Rasant***

„Robert Bosshard kommt und das Agentenkollektiv siegt. Retrospektive ist hier der falsche Ausdruck. Dies ist lebendige Werkschau, und viele junge, mutlose Aktivisten und Kunstschaffende heben erstaunt die müden Köpfe, wenn dieses Feuerwerk losbricht. Die „Bude“ ist lebendig.“ ***GQ***

„Nebenbei: Bosshard ist vielleicht der größte Regisseur, den die Schweiz in Deutschland hat. In Duisburg konnte man es erleben, und nicht oft darf der Zuschauer einem der ganz Großen bei der Arbeit so auf die Finger sehen. Unter seinen kundigen Händen reifen noch die letzten deutschen Knallchargen vor den Augen eines staunenden Publikums zu ernsthaften Darstellern.“ ***Swiss revue***

„Das Verhältniss zu Räumen klärt der Kollektivagent mit kurzen Worten. Aufräumen ist Bosshards Sache nicht, er nennt das lieber Einrichten. Recht hat er. Aufgeräumt sind wir selber!“
Theater des Westens

„Geld gibt es ohnehin nicht. Bosshard gibt TAD seinen Segen.“ ***Bäckerblume***

„Dieser Mann, der hier erst auf, dann vor, dann neben der kleinen Bühne agiert, erzählt, Filme zeigt, performed, ist unzweifelhaft modern.“ ***News Online***

Die Guten gehen...

... und manchmal kommen Sie nicht wieder!

Eine Hommage an Can, den Betreiber des DJÄZZ und der Versuch einer Abrechnung.

“Can, erzähl uns doch mal was von den netten Erfahrungen die du in Duisburg gemacht hast, als du das Djäzz aufgemacht hast. Von stadtteilbezogenen Fördergeschichten. Von Vereinen, die sich bemüht haben, Kultur in Duisburg zu etablieren. Von deinen Erfahrungen der Zusammenarbeit mit der Stadt Duisburg!”

„Kommunikation ist schwer im Kommen.”

„Duisburg, ich komm auf dir.”

„Can! Vor einem guten Jahr hast du halb Duisburg abgeklappert auf der Suche nach einem Gebäude für ein avanciertes Kulturzentrum. Vor einem halben Jahr dann hast du zusammen mit anderen wochenlang an einem inhaltlichen Konzept und zugehörigem Geschäftsplan für die Alte Feuerwache Hochfeld gearbeitet. Du hattest Pläne ohne Ende in und für Duisburg, die dein eigener Laden längst nicht mehr fassen konnte. Ganz konkrete Pläne und jede Menge Energie. Was ist passiert im letzten halben Jahr? Was - oder wer - hat dich ausgebremst? Warum bist du dann nicht laut und wütend?! Warum kämpfst du nicht mehr, nicht mehr hier?! Warum läßt du uns alleine?!! Wen sollen wir verhauen für dich?! Was sollen wir machen im nächsten Jahr, während du weg bist, in Sansibar, damit du, wenn du zurückkomst, zurückkommst nach Duisburg und nicht in Hamburg landest oder Berlin?!“

„Das Stigma ‚Szenetreff‘ ist die größte Ehre.“

„Wir bestellen, wir erwarten, wer von uns Geld verlangt, hat schon verloren.“

„Mein Gaspedal ist verrostet, meine Bremse ist durchgetreten, meine Hupe hört keiner.“



„Ich gehe als Gentleman!”

„Der aponaut und TAD bedanken sich für vier Jahre Entwicklungshilfe in Duisburg und wünschen Can bei seinen Projekten alles Gute, viel Spaß und viel Erfolg! Wir sehen uns.”

Zeitung für kulturelle Entwicklung
der aponaut
unabhängig und gemein(nützig)



TAD – Theater Arbeit Duisburg